Band 848 • 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der alte Mann verfluchte mich

Band 848 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande 12,40 / Spanien P 250





Der alte Mann verfluchte mich

John Sinclair Nr. 848

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 04.10.1994

Titelbild von Xavier

Sinclair Crew

Der alte Mann verfluchte mich

Es begann wie in einem Roman.

Der Anruf erreichte mich am späten Abend. »Mr. Sinclair?« wisperte eine Stimme. »Mr. John Sinclair?«

»Ja.«

»Gut, sehr gut. Sie müssen meine Tochter retten. Sie müssen Erica retten. Tun Sie alles - bitte!«

»Aber...«

»Sie dürfen mich nicht abweisen. Bitte hören Sie mir zu!« Ich hörte zu. Damit begann ein Abenteuer, wie es dramatischer nicht sein kann...

»Mag der Himmel Euch vergeben, was Ihr mir habt angetan…«

Gewaltig war die Musik, gewaltig waren die Stimmen der Sänger, die durch das große, leere Haus hallten, als wollten sie die Wände zum Einsturz bringen.

»Martha« - dritter Akt, das Finale.

Eine herrliche Musik. Voller Gefühl, voller Schmerz und auch Verzweiflung.

»Mag der Himmel Euch vergeben…«

Erica hörte es zum wiederholten Mal. Einsam stand sie auf der breiten, geschwungenen Treppe, das blasse Gesicht verklärt, die Augen verdreht, als wollte sie in ihre Seele schauen, die Wangen von Tränenspuren verklebt. Vergeben, dachte sie. Nein, mir wird niemand vergeben, nicht der Himmel und auch nicht die Hölle.

Sie lauschte der Musik. Eine Hand hatte sie auf dem Geländer liegen. Das weiß-beige Kleid reichte mit seinem Saum bis tief zu ihren Knöcheln hinab. Die langen schwarzen Haare hatte sie hochgekämmt und auf dem Kopf zusammengesteckt. Nicht eine Regung zeigte das Gesicht, in dem der Mund so rot wie eine Blüte wirkte, obwohl die Haut ansonsten eine ungesunde Bleiche zeigte.

Dunkle Brauen wölbten sich wie Bögen über ebenfalls dunklen Augen. Schmucklos präsentierte sich der schlanke Hals, und die Fingernägel schimmerten wie in Blut getaucht.

Noch einmal holten die Sänger aus, noch einmal gaben sie alles, und die Frau auf der Treppe zuckte zusammen, als litte sie unter den Schlägen einer unsichtbaren Peitsche.

Wieder rannen die Tränen perlengleich aus ihren Augen. Sie selbst wirkte wie eine Kunstfigur von der Bühne, und sie sank zusammen, als der letzte Ton verhallte.

Wie der sterbende Schwan, wie eine Tänzerin, die dem Zuschauer ihren Tod demonstrieren wollte.

Die stolze schöne Frau hockte auf der Treppe wie ein Häufchen Elend, das von aller Welt vergessen worden war. Den Kopf nach vorn gedrückt, das Gesicht in den angewinkelten Armen versteckt, weil niemand die Tränen sehen sollte.

Stille lag über der Halle. Eine bedrückende Stille, die besonders schwer wirkte, weil sie direkt nach dieser grandiosen Musik eingetreten war. Eine Stille wie altes Blei, gefüllt mit dem Dunst des Sterbens.

Wieviel Zeit verstrichen war, wußte die Frau nicht, als sie den Kopf hob. Sie tat es sehr langsam und hockte dabei noch immer auf der Treppenstufe. Der Blick ihrer Augen war ins Leere gerichtet, er streifte hinein in die. Halle, in der nur mehr wenige Möbelstücke ihren Platz gefunden hatten.

Eine Kommode mit dem Plattenspieler darauf. Ein Stuhl und der

Kronleuchter an der Decke, dessen Licht schon vielen großartigen Festen den letzten Glanz gegeben hatte.

Auch jetzt verteilte er sein Licht, aber es schien nicht mehr so hell, es war alt, verbraucht, verstaubt…

Die Frau hatte sich hingestellt und ihren Kopf in den Nacken gedrückt. Es sah aus, als wollte sie Kraft finden, um die nächsten Tage ihres Lebens überstehen zu können. Dieses aber trog, sie hatte etwas anderes vor, etwas ganz anderes.

Sie schritt die Stufen hinab. Nicht wie eine Königin, sondern zitternd und ängstlich. Eine Person, die froh war, sich am Handlauf des Geländers abstützen zu können.

Sie ging mit leichten Schritten. Dennoch wirkten ihre Bewegungen schwer, als hätte sie unter einer großen Last zu leiden. Sie war eine Frau, die lebte, aber nicht mehr fühlte. Nur die Musik, die Oper »Martha« hatte ihr noch Kraft gegeben.

Sie ließ die Treppe hinter sich und trat zwei zögernde Schritte in die Halle hinein. Dabei bewegte sie ihre Nasenflügel, als wollte sie einen bestimmten Geruch herbeisehnen.

Es roch alt.

Moder, Staub, alte Stoffe, das Holz des Bodens, all das war noch vorhanden. Es hielt keinen Vergleich mehr zu den früheren Zeiten stand, als hier noch gelebt, geliebt und gefeiert wurde. Jetzt moderte das Gebäude innen und außen vor sich hin, als wollte es sehnsüchtig auf seinen Tod warten. Und der Tod war wichtig. Erica wußte es. Sie liebte ihn nicht gerade, sie hatte sich aber mit ihm beschäftigt, und er kam ihr jetzt vor wie ein großer Freund, der darauf wartete, sie in die Arme schließen zu können. Sie würde ihn umfangen wie Musik, und sie würde fröhlich mit in sein unbeschreibliches Reich eingehen.

Es war so still, als sie auf eines der zahlreichen Fenster zuging.

Keines war zu sehen, denn lange und auch breite Vorhänge verdeckten die Scheiben. Erica blieb genau vor dem Fenster stehen, durch das ihr Blick später weit hinaus auf das Meer fallen würde.

Das Meer, das für sie ein endloses Feld war und nie abgeerntet wurde. Ein wunderbares Erlebnis, das sie immer wieder genoß, wenn sie am Rand der Klippen stand und auf das Wasser schaute, das mit ungeheurer Wucht gegen die steile Felswand brandete und in langen Schaumstreifen in die Höhe stieg, bis sie zusammensackten und sich mit dem großen Wasser vereinten.

Ein Bild, das Leben, das Energie, Wucht und Power bedeutet. Das aber auch Akzeptanz verlangte, mit dem sich der Mensch beschäftigen mußte, was Erica auch getan hatte.

Sie hatte schon lange gewußt, wie sie den Tod umschlingen wollte, und sie tat wieder einen Schritt, als sie die rechte Hälfte des Vorhangs zur Seite zog.

Draußen lauerte die Nacht wie ein riesiger Krake, der durch die Hausmauern ausgesperrt worden war. Dies konnte Freund und Feind sein, Erica sah sie als neutral an. Allerdings würde sie lieber in der Nacht dem Tod begegnen, und deshalb hatte sie sich auch für diese Zeit entschlossen.

Es war windig geworden. Frühjahrsstürme kündigten sich an. Sie würden das Meer aufwühlen, um den Menschen zu beweisen, wie mächtig sie waren.

Erica bewegte sich nicht. Sie stand in der Lücke zwischen den beiden Vorhanghälften und starrte die gewaltige Fläche an, auf der die hellen Kronen der Wellen wie lange, wertvolle Armbänder tanzten, wieder verschwanden, erneut hochkamen und andere Formationen bildeten, um gegen die Felsen getrieben und zerstört zu werden.

Das Meer lockte sie. Es glich einem gewaltigen Magneten, der alles zu sich heranziehen wollte. Und sie, die sie bisher unbeweglich auf dem Fleck verharrt hatte, nickte dem Wasser zu, als wollte sie mit dieser Bewegung kundtun, daß sie den Lockruf endlich begriffen hatte. Sie würde kommen, sie würde es bald tun, denn der letzte Ton der Musik war endgültig verklungen.

Ihre Hand rutschte am Rand des altroséfarbenen Vorhangs entlang. Wie von einem Faden gezogen.

Als sie keine Berührung mehr spürte, klatschte die Hand gegen ihren rechten Oberschenkel, und dieses Geräusch war wie ein Signal. Die Frau drehte sich um. Sie richtete ihren Blick direkt gegen die breite Tür, schon mehr ein Portal, das ihr noch den Weg nach draußen versperrte.

Nicht mehr lange, denn Erica ging auf den Ausgang zu. Wieder lauschte sie den eigenen Schritten, und sie nahm innerlich Abschied von diesem gewaltigen Haus, das einmal ihre Heimat gewesen war. Ihre großen Triumphe hatte sie in dem Haus gefeiert.

Es lag tatsächlich noch nicht lange zurück. Ihr kam es vor, als wären es Jahre.

Vor der Tür blieb sie stehen.

Es war der zweitletzte Schritt. Den drittletzten hatte sie mit dem Ausklingen der Musik vollführt, und den allerletzten Schritt würde sie draußen gehen.

Sehr langsam und auch sehr bewußt hob Erica den rechten Arm an und legte die Hand auf die schwere Klinke. Ebenso langsam drückte sie diese nach unten, zog die Tür aber noch nicht auf.

Dafür seufzte sie schwer und drehte sich um, weil sie mit einem letzten Blick Abschied von dieser Halle nehmen wollte.

Die roten Lippen und die Wimpern zuckten ein wenig, aber es zeigten sich keine Tränen. Sie hatte es hinter sich, es war vorbei.

Heftig zerrte sie die Tür auf.

Sofort packte sie der Wind.

Die dicken Mauern des einsam liegenden Hauses hatten ihr die Ruhe nur vorgegaukelt. Jetzt erlebte sie zum erstenmal, welche Naturgewalten dort draußen tatsächlich tobten und nach ihr faßten, als wollten sie die einsame Frau schon jetzt auf die Klippen zu zerren, um sie hinab in die Fluten zu schleudern.

Erica kämpfte. Sie stemmte sich gegen den Wind, und sie hatte die Kraft, um zu gewinnen.

Vor dem ersten Schritt duckte sie sich. Eine kurze Drehung zur Seite, dann konnte sie auch die Tür zu zerren. Hart fiel sie ins Schloß. Der Knall hörte sich endgültig an, als wäre ein Sargdeckel wuchtig über ihr geschlossen worden.

Erica lächelte, als sie daran dachte. Sie würde keinen normalen Sarg bekommen, sondern den großen, wunderbaren, einfach den Sarg, der Natur hieß.

Der Winter kämpfte gegen den Frühling. Noch gab sich der kalte Bursche nicht geschlagen. Wind toste über das Land. Er spielte auch mit den Wolken und schuf schaurige Gebilde, die über den Himmel rasten wie Wolkenmalereien. Mal wuchtig, mal verzerrt, dann wieder große Lücken aufweisend, durch die der Mond sein Licht schicken konnte. Er war nicht voll, aber als schmale Sichel zu erkennen.

Es gab einen Weg bis zu der Stelle, wo sie anhalten und in die Tiefe schauen würde. Zuerst nur schauen. Dann aber - sie lächelte bei diesem Gedanken - würde alles anders werden. Die Verwandlung in einen Vogel begann, sie würde fliegen, fliegen, fliegen…

Musik umfing sie.

»Mag der Himmel Euch vergeben…«

Noch immer klangen die Melodien durch Ericas Kopf, während sie sich gegen den Wind stemmte, der an ihr riß und zerrte. Er packte den Stoff des Kleides, er bauschte ihn auf, er ließ ihn knattern wie eine Fahne.

Erica hielt den Kopf gesenkt, um das Gesicht vor der Kälte etwas zu schützen. Sie bot dem Wind ihre Haare, der durch sie hindurchfuhr wie mit zahlreichen Fingern. Er wühlte sich hinein, und was die Frau festgesteckt hatte, löste sich, um ihren Kopf wie eine dunkle Flut zu umwehen, die immer wieder in verschiedene Richtungen wirbelte, dann wieder gegen sie schlug und oft genug die Augen verdeckte.

Den Weg kannte Erica wie im Schlaf. Sie war ihn oft genug gegangen. Der Platz an den Klippen hatte zu ihren Lieblingsorten gehört. Schon als Kind hatte sie dort gesessen oder gestanden und über die Probleme der Welt nachgedacht. Sie hatte sich schon immer für die geheimnisvollen Dinge interessiert, die jenseits des normalen Blickfelds lagen. So wußte sie, daß diese Welt viel komplizierter war, als daß sie normalerweise angesehen und erklärt wurde.

Sie steckte voller Rätsel und Geheimnisse, und nicht alle, die wie Menschen aussahen, waren es auch.

Darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken. Für sie stand der Weg fest, der letzte Schritt, der Sprung in das andere Leben, hinein in den anderen Zustand.

Sie schaute sich um.

Es war kein besonderer Grund vorhanden. Sie drehte nur den Kopf, um das Haus noch einmal zu sehen. Dabei glitt ihr Blick auch hinab in die Gegend, wo das Land flacher war und sich nach Osten hin ausbreitete. Dort lagen auch die winzigen Dörfer, oft nur eine Ansammlung weniger Häuser, vergessen von der Zeit.

Sie entdeckte die Lichter.

Zwei waren es, und sie bewegten sich.

Erica überlegte.

Wenn zwei runde Lichter in eine bestimmte Richtung fuhren, konnte dies nur bedeuten, daß ein Fahrzeug über die Straße zum Haus fuhr.

Besuch?

Wollte jemand zu ihr? Hatte dieser Jemand einen bestimmten Grund, weil er von ihrem Vorhaben wußte?

Erica konnte es sich nicht vorstellen. Nein, es… es… hatte keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen. Durch nichts würde sie sich von ihrem Plan abhalten lassen. Sie hatte sich mal entschlossen, und sie stand felsenfest dazu.

Deshalb ging sie weiter. Kämpfte gegen die immer wuchtiger und härter werdenden Böen an, aber sie ließ das Ziel, den Rand der Klippen, nicht aus den Augen…

***

Ich war verdammt weit gefahren, um die Tochter des Anrufers zu retten, und ich fragte mich, ob es richtig gewesen war, mich hier an der Grenze zwischen Cornwall und Wales herumzutreiben, als wollte ich in ein Land der Märchen und Sagen einsteigen, um eine schöne Prinzessin vor finsteren Räubern zu bewahren.

Der Anrufer hatte mir zwar das Haus beschrieben, mich auch mit der Gegend vertraut gemacht, aber ohne nachzufragen, hätte ich das Ziel so schnell nicht gefunden.

Ich hatte nahe des Ziels einen Schäfer getroffen, der dabei war, einen alten Karren zu reparieren.

Der Mann war erst sehr schweigsam und später dann auch mißtrauisch gewesen, doch ich hatte diese Hemmschwelle überwinden können und ihn nach diesem einsamen Haus gefragt.

Seine Worte klangen mir noch immer in den Ohren nach, während ich den bergauf führenden Windungen der Straße folgte.

»Was willst du denn da?« hatte er mich gefragt.

»Jemand treffen. Es ist eine Frau, eine gewisse Erica.«

Er hatte mich angeschaut und genickt. »Ja, Erica.« Mehr sagte er nicht dazu.

»Wieso, ist was mit ihr?« fragte ich ihn.

Er hatte nur die Schultern gehoben. »Du kannst hinfahren. Du kannst sie auch finden - möglicherweise. Aber denke immer daran, daß auch ein gesunder Mensch seinen Augen nicht immer trauen kann. Mehr möchte ich nicht sagen.«

Natürlich hatte ich mich mit einer derartig rätselhaften Antwort nicht zufriedengeben können, und ich hatte mich auch weiterhin erkundigt, aber keine Antwort mehr erhalten. Da war der alte Schäfer stur wie ein Panzer gewesen, und er hatte natürlich meine Neugierde geweckt. Zumindest mußte in diesem Haus jemand leben, das war schon ein Vorteil, dies bestätigt zu wissen.

Erica, die Frau, deren Vater mich auf die Reise geschickt hatte. Noch immer konnte ich es nicht richtig glauben, und ich war auch - wie man so schön sagt - nicht dienstlich unterwegs. Dieser Trip am Wochenende mitten im März war praktisch mein Privatvergnügen. Dabei hätte ich mich nach dem Streß, den Suko und ich in Amerika erlebt hatten, lieber ausruhen sollen, doch es hatte etwas in der Stimme des Anrufers gelegen, die meinen Vorsatz über den Haufen geworfen hatte. Diese Worte hatten mich regelrecht bedrängt, und nach der Erklärung des Schäfers war meine Neugierde gewachsen.

Ich fuhr durch eine Gegend, die durchaus die Bezeichnung menschenleer verdiente, aber nicht menschenfeindlich war. Sonst hätten in den warmen Sommermonaten nicht so viele Rucksack-Touristen das Gelände durchwandert, um etwas von seinem romantischen Flair zu spüren, das sich hier gehalten hatte.

Es war schon toll, diese übermächtige Natur zu erleben, die selbst bei Dunkelheit nicht völlig verschwand, wie ich oft genug hatte erkennen können.

Auch jetzt, wo ich mich nahe der Küste bewegte und die Straße hoch zu den Klippen führte, konnte ich mich diesem Bann nicht entziehen. Ich fuhr schnell, weil ich mich einfach von meinem Gefühl leiten ließ. Ich wollte einfach nicht zu spät kommen und das Leben dieser Frau retten. Die Worte ihres Vaters hatten mich neugierig gemacht. Mit meinen Sinnen spürte ich, daß es zu einer Konfrontation kommen würde.

Das Ziel war nicht zu verfehlen, da es nur eine Straße gab, die hinführte.

Ich war allein unterwegs, mir kam auch niemand entgegen, und so konnte ich etwas schneller fahren. Der Schäfer hatte mir von einer Abzweigung erzählt, von einem schmalen Weg, der von der normalen Straße ab und hoch zum Haus auf den Klippen führte. Die Stelle durfte

ich nicht verfehlen, und deshalb hatte ich das Fernlicht eingeschaltet. Tatsächlich tauchte die schmale Abzweigung bald auf.

Rechts ging es ab.

Kurz vom Gas, das Lenkrad herum.

Ich schleuderte hinein und lächelte. Dieses Fahren machte mir Spaß.

In Serpentinen näherte sich die Strecke dem Haus auf den Klippen.

Die Scheinwerfer verstreuten noch immer ihr Fernlicht. Sie ließen es über den schmalen Weg fließen, sie tupften gegen die Felsen, sie glitten wie helle Gardinen über die Hänge hinweg, und sie tanzten dabei, weil sie die Unebenheiten des Bodens nicht ausgleichen konnten.

Das Haus sah ich noch nicht, weil der Blickwinkel einfach zu steil war. Den Erklärungen des Schäfers nach zu urteilen, mußte es direkt auf einem Plateau stehen, nicht weit von den Klippen oder vom Abgrund entfernt. Vom Haus aus konnte dieses Ende der Welt in wenigen Minuten zu Fuß erreicht werden.

Ich fuhr noch schneller.

Etwas trieb mich an.

Ich nahm die Kurven mit kalkuliertem Risiko und war doch überrascht, das Ziel so schnell zu sehen, denn plötzlich lag das Haus vor mir.

Ich trat auf das Bremspedal, der Rover stoppte, ich löschte das Licht, schnallte mich los und stieg aus.

Alles geschah ziemlich schnell, wie bei einem Menschen, der unter Druck steht.

Das Geräusch der zuschlagenden Autotür wurde vom Rauschen des Wassers unterbrochen, das tief unter mir mit ungeheurer Wucht gegen die Klippen donnerte.

Wie ich Erica retten sollte, hatte mir der Anrufer nicht gesagt. Ich wußte auch nicht, wo ich sie finden konnte, denn das große Haus sah leer, düster und unbewohnt aus. Bis auf den schwachen Lichtschein in einem Teil der unteren Räume.

Er war deshalb so schwach, weil jemand die Vorhänge von innen zugezogen hatte.

Ich wollte schon auf die breite Tür zugehen, als ich - einer Eingebung folgend - den Kopf nach links drehte und dorthin schaute, wo der Abgrund begann.

Ich sah etwas Weißes, das sich bewegte.

Im ersten Moment war ich zu überrascht, um es nachvollziehen zu können. Es sah so aus wie ein großes Tuch, das der Wind vor sich herwehte, aber das wiederum stimmte nicht, denn dieses weiße Etwas bewegte sich auf eigenen Beinen voran.

Es war ein Mensch.

Erica?

Beinahe hätte ich den Namen gerufen. Im letzten Moment hielt ich mich zurück, weil dies auch Zeit gekostet hätte. Zudem lief diese Person einen Weg, der mir gar nicht gefiel. Sie bewegte sich geradewegs auf die Klippen zu, wie ein Mensch, der über das Meer schauen oder aber sich nach unten stürzen will.

Ich rechnete mit der zweiten Möglichkeit, und plötzlich fing ich an, mich zu bewegen. In der Dunkelheit war die Distanz zwischen mir und der Frau schwer zu schätzen. Ich wußte auch nicht, wie weit es genau bis zu den Klippen war, mir war bewußt, daß ich sie auf jeden Fall retten mußte, um ihr dann Fragen zu stellen.

Sie sollte mich nicht nur über sich aufklären, sondern auch über ihren Vater.

Ich bewegte mich mit raumgreifenden Schritten voran. Der Untergrund war wellig, eine Aneinanderreihung von mit hartem Gras bewachsenen Buckeln.

Über sie jagte ich hinweg, achtete auch darauf, nicht in Mulden zu treten, hoffte nur, aufzuholen und schrie ihr nicht nach. Es hatte keinen Sinn. Der messerscharfe Wind hier oben hätte mir die Worte von den Lippen gerissen.

Erica - es mußte Erica sein - lief weiter. Auch sie hatte gegen den Wind zu kämpfen. Sie bewegte dabei ihre Arme, sie schaukelte hin und her, sie stemmte sich nach vorn, manchmal taumelte sie auch zur Seite, so daß die Gestalt wirkte, als würde sie jeden Moment umfallen, aber Erica schaffte es, sich immer wieder zu fangen und ihren Weg fortzusetzen.

Der Atem zischte vor meinen Lippen. Ich lief noch bergauf. Die Frau hatte vor mir das Ziel erreicht, stoppte und drehte sich mit einer etwas taumeligen Bewegung um.

Sie sah mich.

»He!« brüllte ich ihr entgegen und winkte wieder mit beiden Händen. Dann brüllte ich ihren Namen, war mir allerdings nicht sicher, ob sie ihn bei dem Wind auch verstanden hatte.

Sie tat mir nicht den Gefallen, noch länger stehenzubleiben. Eine erneute Drehung, ich sah ihren Rücken und wußte nun, daß Erica auf den Rand der Klippen zueilte.

Verdammt auch. Das sah ganz danach aus, als wollte sie sich in die Tiefe stürzen.

Ich mußte sie kriegen.

Keuchend beschleunigte ich meine Bemühungen. Mein Gesicht war verzerrt, die Schritte wurden noch länger, und ich betete darum, so schnell wie möglich das Ende dieses Anstiegs zu erreichen.

Auch ich schaffte es.

Mein Blick glitt nach vorn, hinaus in die Weite der Nacht. Er fiel auch über den Rand der Klippe hinweg, ich sah in der Ferne das Meer

wie eine fremde, sich bewegende Welt, aber davor stand die Frau im weißen Kleid, und sie war schon verflucht nahe an den Klippenrand herangekommen.

Ich lief trotzdem weiter.

Das gefiel ihr nicht. Beide Arme streckte sie mir entgegen, als könnte sie mich so aufhalten.

»Keinen Schritt mehr!«

Ich hatte Mühe, die Worte zu verstehen. Der Wind war zu stark.

Zwei Schritte ging ich, dann blieb ich stehen. »Schon gut, Madam, schon gut.«

Sie bewegte sich heftig. Die Schultern bebten, ihre gesamte Gestalt ebenfalls. Sie machte den Eindruck einer Frau, die unter Druck stand, sich erst erholen mußte, um reden zu können. Auch ich war ziemlich ausgelaugt, so daß mir die Pause guttat.

»Gehen Sie, Mister!«

»Nein, warum sollte ich?«

»Verschwinden Sie!«

Ich breitete die Arme aus. »Ich möchte mit Ihnen reden, Erica, nur reden!«

»Ich will es nicht!« brüllte sie zurück. »Ich weiß nicht mal, wer Sie sind.«

»Gut, das läßt sich ändern. Mein Name ist Sinclair, John Sinclair. Nicht mehr und nicht weniger. Ich weiß, daß Sie Erica sind. Ihretwegen bin ich gekommen.«

»Ich kenne Sie nicht. Ich habe niemals etwas mit Ihnen zu tun gehabt, das sollten Sie wissen.«

»Ist ja gut, das bestreite ich auch nicht. Aber man hat mich eben geschickt.«

»Nein.«

»Doch. Ihr Vater.«

Bisher hatte sie nicht körperlich reagiert, nur gesprochen. Das änderte sich, als ich den Namen ihres Vaters ausgesprochen hatte. Plötzlich zuckte sie zusammen, ich sah auch, wie sie unsicher wurde, und sie preßte für einen Moment die Hände vor ihr Gesicht.

Ich nutzte diese Chance und lief wieder vor.

»Keinen Schritt mehr!« schrie Erica. Sie ging gleichzeitig zurück. »Ich werde springen. Ich bin bereit, mich in die Fluten zu stürzen. Niemand kann mich davon abbringen, auch Sie nicht.«

»Wollen Sie nicht wissen, was mir Ihr Vater gesagt hat?«

»Ich habe keinen Vater!«

Diese Antwort überraschte mich. Wer von den beiden gelogen hatte, wußte ich nicht.

»Er ist wirklich besorgt um Sie!« rief ich ihr entgegen.

»Gehen Sie endlich!«

»Natürlich, aber ich bin eine lange Strecke gefahren. Von London hierher, und ich möchte nicht nach Hause zurück, ohne daß ich mit Ihnen gesprochen habe.«

»Das haben Sie schon.«

»Ach - gehen Sie. So meine ich das nicht. Ich würde mich gern mit Ihnen über Ihre Probleme unterhalten. Es ist sinnlos, wenn eine schöne Frau wie Sie Ihr Leben einfach wegwirft. Begreifen Sie das doch! Wer so jung ist wie Sie, der sollte am Leben teilhaben und es nicht verschleudern.«

Sie lachte scharf in den Wind hinein, der das Echo an meine Ohren trug. »Hören Sie schon damit auf, wie ein Amateur-Psychologe zu sprechen. Das steht Ihnen nicht, und es beeindruckt mich auch nicht, muß ich Ihnen sagen.«

»So war das auch nicht gemeint, Erica. Ich sehe nur keinen Grund für einen Selbstmord. Es gibt immer wieder einen Ausweg. Ich bin tatsächlich gekommen, um Ihnen zu helfen.«

»Ich habe mich entschlossen.« Der Wind fuhr wieder gegen ihre Gestalt und bauschte das lange Kleid auf. Für mich sah es so aus, als würde Erica vom Boden abheben und schon jetzt wegfliegen.

In der Tat drehte sie sich auch um, sie zeigte mir plötzlich ihren Rücken, und dann rannte sie los.

Ihr Ziel war der Abgrund!

Für eine Sekunde war ich überrascht und überlegte, wie ich sie stoppen konnte.

Durch eine Kugel? Ihr in das Bein schießen und sie nur zu verletzen? Das Risiko, die schwankende Gestalt tödlich zu treffen, war einfach zu groß, dann hätte ich als Mörder dagestanden! So blieb nur die eine Chance. Schneller zu sein und darauf zu hoffen, daß der Abgrund noch einigermaßen weit entfernt war. Eine trügerische Hoffnung, das wußte ich selbst, aber mehr blieb mir nicht.

Ich jagte hinter ihr her und hatte nach wenigen Schritten die kleine Hochebene erreicht. Auch sie war mit scharfkantigen Steinen übersät.

Ich hatte nur wenig aufgeholt. Sie rannte vorneweg, und ich hörte sie lachen und singen. Fetzen einer Melodie erreichten mich, und ich konnte nicht heraushören, was sie da sang.

Singend in den Tod…

Ich gab alles.

Erica drehte sich im Laufen um.

Wieder kam es mir vor, als wollte sie vom Boden abheben wie eine Tänzerin. Inzwischen war ich so nahe heran, daß ich ihr Gesicht erkennen konnte, das nur mehr ein heller, tanzender Fleck war.

»Bleiben Sie stehen!«

Sie blieb auch stehen.

Geschafft?

Nein, verdammt, nein! Ich hatte es nicht geschafft. Kaum war sie stehengeblieben, als sie ihrem Körper den nötigen Schwung gab und sich nach hinten katapultierte.

Diesmal hatte sie tatsächlich abgehoben. Ich hörte ihren Schrei, und dann sah Erica aus wie eine Puppe, die jemand einfach weggeschleudert hatte.

Sie flog, und die Arme hatte sie dabei ausgebreitet, als wollte sie ein letztes Mal die Welt umfangen, von der sie endgültig Abschied genommen hatte.

Diese Welt aber war nicht mehr in der Lage, ihr den nötigen Halt zu geben.

Sie fiel.

Die Tiefe schluckte sie, und unter ihr lauerte der Tod. Gebildet aus kochender Gischt, eisigem Wasser und tödlichen Klippen. In das alles würde ihr Körper hineinstürzen, und ich hatte Glück gehabt, daß mir der Stopp gelungen war.

Dicht vor der Kante blieb ich stehen.

Der Körper fiel zwar in die Tiefe, aber er fiel nicht so schnell, weil der an der Felsmauer hochstreichende Wind ihre Kleidung aufbauschte, so daß der Fallschirm-Effekt eintrat und es dauerte, bis sie ihr Ziel erreicht hatte.

Ich konnte den Körper verfolgen.

Es war ein schlimmes Bild. Erica bewegte die Arme und die Beine, das Haar hatte sich längst gelöst, und es sah aus, als wollte es die Frau wegzerren.

Nichts hielt sie mehr auf.

Luft und Wasser haben keine Balken, das bekam ich sehr gut mit. Ich stand da, die Hände auf meine Oberschenkel gestützt und starrte in die Tiefe, ohne eine Chance zu haben, den Körper zu stoppen.

Dann schlug er auf.

Aus meiner Sicht wirkte es, als wäre er auf ein weiches Kissen geprallt. Der Körper stand still. Er rührte sich nicht. Er lag da wie ein großer weißer Fleck, der sich jeden Augenblick wieder erheben konnte, um an der steilen Wand in die Höhe zu steigen.

Dieses Bild empfand ich als sehr intensiv, obwohl es sicherlich nur zwei, drei Sekunden dauerte.

Dann aber schäumte die Brandung heran. Sie konnte es nicht zulassen, daß ein Meer seinen Atem anhielt. Übergroß erschien mir die breite Welle mit ihrem schaumigen Kamm. In ihr steckte eine ungeheure Wucht. Und mit eben dieser Wucht packte sie den leblosen Körper, hob ihn in die Höhe und zerrte ihn weg, wobei sie ihn gleichzeitig über- und unterspülte. Für kurze Zeit sah ich nichts mehr, das Meer schien Erica verschluckt zu haben, und lange Fahnen tosten als Schaumwände an der senkrechten Felswand in die Höhe.

Sie brandeten auf, sie wurden wieder zurückgeschleudert und gaben auch mir die Sicht frei.
Jetzt sah ich Erica wieder.
Das zurücklaufende Wasser hatte sie gepackt und zwischen die aus dem Wasser ragenden Felsen gezerrt. Sie tanzte und drehte sich dort. Eine erneute Welle griff zu und nahm sie mit.
Als heller auf und dicht unter der Wasserfläche treibender Fleck verabschiedete sich Erica von mir.
Sie hatte das ausgeführt, was sie sich auch vorgenommen hatte.
Ich aber wandte mich ab.

***

Wie ein Schlafwandler war ich zurück zu meinem Rover gegangen. Ich kam mir dabei vor wie jemand, dem der Boden unter den Füßen weggezogen worden war. Ich hatte eine Frau sterben sehen, ich hatte sie nicht retten können, obwohl ich nur wenige Schritte von ihr entfernt gewesen war. Sie war in die Tiefe gesprungen und hatte das Motiv ihres Selbstmords mit in den Tod genommen.
Im Rover zündete ich mir eine Zigarette an. Aus leeren Augen schaute ich gegen die dunkle Fassade des einsam stehenden Hauses. Selbst das Licht unten schien mir dunkler geworden zu sein, als wäre es ein Teil der Seele dieser Frau gewesen.
Rauchend überlegte ich, wie es weitergehen sollte. Es gab Alternativen. Ich konnte den Rover starten, wieder zurück nach London fahren und die ganze Sache vergessen.
Das aber wollte ich nicht. Dazu war ich nicht der Typ. Meine Neugierde war geweckt worden, und ich dachte auch an den geheimnisvollen Anrufer, der sich erst zum Schluß unseres Gesprächs vorgestellt hatte. Er nannte sich Zacharias.
Ein biblischer Name, mit dem ich nicht viel anfangen konnte. Ein Mensch mit diesem Namen war mir bisher noch nicht begegnet.
Zacharias und Erica.
Zwei Namen, hinter denen sich Menschen verbargen. Menschen, die einmal geboren worden waren, die ein Schicksal hinter sich hatten, die irgendwo gelebt haben mußten, möglicherweise sogar in diesem einsamen Haus auf den Klippen.
Ich drückte die Zigarette aus und verließ den Wagen. Das Haus interessierte mich, denn kein Mensch verließ diese Welt, ohne eine Spur zu hinterlassen.
So konnte ich nur hoffen, in diesen zahlreichen Räumen Hinweise zu finden, die mir die Tote als Person näherbrachten. Daß die Tür verschlossen war, daran glaubte ich nicht, aber ich hatte schon Mühe, sie aufzuziehen, weil der Wind darauf stand.
Überrascht war ich von der Helligkeit der Eingangshalle. Ein

antiquiert wirkender Kronleuchter sorgte für ausreichend Licht. Ich konnte jeden Winkel erkennen, sah auch die breite Treppe und wunderte mich über die karge Einrichtung. Eine Kommode mit einem Plattenspieler darauf, ein Stuhl, das war praktisch alles.

Ich ging auf die Kommode zu. Eine schwarze Scheibe war noch aufgelegt. Auf dem Etikett in der Mitte las ich den Titel.

Martha - ein Opernquerschnitt.

War das die Musik gewesen, die Erica zuletzt gehört hatte? Bestimmt, denn es gab Menschen, die noch einmal etwas Besonderes taten, bevor sie in den Freitod gingen. Die einen betranken sich, die anderen gingen zu einer Hure, wieder andere ließen sich ihr Lieblingsgericht servieren; und dann gab es welche, die Musik hörten.

Daß ich allein im Haus war, konnte ich fühlen. Ja, es war dieses Feeling vorhanden, und ich spürte auch keine Gefahr, die sich zusammenbraute.

Mein Kreuz hatte sich nicht erwärmt. Meine Sinne waren nicht angespannt, ich kam mir nahezu locker vor, aber ich ärgerte mich auch darüber, daß ich von diesem geheimnisvollen Anrufer nicht mehr wußte als nur seinen Namen.

Keine Adresse, keine Telefonnummer, einfach gar nichts. Nur der Name, aber eingetaucht in ein Nichts.

Ich nahm mir vor, das Haus zu durchsuchen und schritt die breite Treppe hoch. Mit den Fingerkuppen trommelte ich auf den Handlauf.

Auch in der ersten Etage fand ich keinen Hinweis auf eine lebende Person. Dafür viele Zimmertüren. Licht hatte ich genug, denn durch das Umdrehen eines altmodischen Schalters waren zwei Lampen an der Decke erhellt worden.

Der Reihe nach schob ich die Türen auf.

Leere Räume.

Kein Lebewesen. Keine Maus, keine Ratte, keine Fliege, erst recht kein Mensch.

Ein leeres Haus.

Warum, zum Henker, stand es leer? Weshalb wurde es nicht bewohnt? Wem gehörte es? Und warum hatte sich seine letzte Bewohnerin umgebracht? Stand dieser Freitod in einem Zusammenhang mit diesem Haus?

Ich stieß auch die letzte Tür auf. Oft ist es so, daß gerade beim Abschluß einer Durchsuchung etwas gefunden wird. Wohl nur im Kino, nicht bei mir, denn auch dieser Raum war leer.

Es gab noch eine Etage darüber. Auch die untersuchte ich. Hier war der Flur schmaler. Dazu paßten auch die kleineren Zimmer, die ebenfalls leergeräumt waren.

Nachdenklich blieb ich stehen und fragte mich, wo diese Erica gewohnt haben konnte? Einen Hinweis auf ein bewohntes Zimmer

hatte ich nicht entdeckt.

Ich ging wieder nach unten. In der zweiten Etage bemerkte ich noch nichts, dafür aber in der ersten, denn da traf mich der von unten hochwehende Luftzug.

Er irritierte mich zugleich, denn ich wußte genau, daß ich die Tür hinter mir wieder geschlossen hatte. Hatte der Wind sie aufgestoßen, oder war eines der Fenster geöffnet worden?

Ich ging schneller. Etwas trieb mich an. Ich hatte den Eindruck, dicht vor einer entscheidenden Spur zu stehen und bemühte mich auch nicht, besonders leise zu sein.

Am Ende der ersten Treppe blieb ich stehen.

Mein Blick fiel nach unten. Von dieser Position aus konnte ich die gesamte Halle erfassen.

Zuerst sah ich die offene Tür.

Sie stand nicht bis zum Anschlag offen, nur einen Spaltweit, aber der Wind drückte von außen gegen sie, ohne daß er die Kraft hatte, sie ganz aufzustoßen. So zitterte sie nur, aber das war mir egal, denn mein Blick hatte sich an der Gestalt festgesaugt, die nicht weit von der Tür entfernt in der Halle stand.

Es war ein mit einer Machete bewaffneter Zwerg!

***

Sinclair, du spinnst!

Dieser Gedanke huschte als erster durch meinen Kopf, als ich diese kleine Gestalt sah. Sie sah aus wie aus einer Legende oder einem Märchen entstiegen, und der Vergleich mit dem Zwerg stimmte nicht ganz, denn der kleine Mensch war größer. Ich verglich ihn mit einem Liliputaner, den jemand in eine Mönchskutte gesteckt hatte. Sie bestand aus hellbraunem Sackleinen, und der Zwerg hatte die Kapuze hochgestreift, die allerdings nicht sein Gesicht bedeckte, das günstigerweise vom Lichtschein getroffen wurde.

Es war ein altes Gesicht, das mich an eine übergroße Kartoffel erinnerte. Die Form war rund, die Haut dick, aber mit zahlreichen Falten und Runzeln bedeckt, wobei ich den Mund kaum erkannte und die Nase in dem Gesicht wie eine dicke Knolle wirkte.

Ein Erdmännchen oder was immer man dazu sagen sollte. Wenn nicht die Waffe gewesen wäre, deren Griff seine kleine, aber sehr kräftige Hand umspannte.

Die leicht gebogene Klinge der Machete sah mir nicht so aus, als wollte sich der kleine Mann damit rasieren, denn sie war geschaffen, um zu töten. Selbst aus meiner Distanz erkannte ich, wie scharf die Klinge an den Seiten doch geschliffen war.

Ich hatte meine erste Überraschung überwunden, der Zwerg sicherlich auch, und ich sprach ihn an.

»Wer bist du?«

Als Antwort verzog sich etwas in der unteren Hälfte seines Gesichts, das durchaus ein Mund sein konnte, aber eine Antwort erhielt ich nicht. Dafür hörte ich nur ein böse und warnend klingendes Zischen. Als das verstummt war, bewegte er seine Machete so schnell wie ein Kung-Fu-Kämpfer seine Hände, und ich lauschte dem pfeifenden Geräusch, das entstand, als die Klinge die Luft zerschnitt.

Mit einer blitzartigen Drehung fuhr der Kleine herum. Der Saum der Kutte wehte dabei für einen Moment in die Höhe, so daß ich kleine, stämmige Beine erkennen konnte.

Einen Augenblick später huschte er durch die Tür und war meinen Blicken entschwunden.

Ich stand da, schaute in die leere Halle und wußte nicht, was ich noch denken sollte. Hatte ich das alles nur geträumt? Nein, sicherlich nicht, denn die offenstehende Tür bewies mir, daß es kein Traum gewesen war. Schneller als beim Hinaufgehen lief ich die Treppe hinab, durchquerte den Rest der Halle und eilte nach draußen, allerdings die Vorsicht dabei nicht vergessend, denn der kleine Mann hatte auf mich keinen freundlichen Eindruck gemacht.

Ich stand draußen in der Dunkelheit, ich spürte den Wind auf meinem Gesicht und am Körper, aber ich sah von dem Kleinen nicht die geringste Spur.

Die karge Landschaft hatte ihn aufgesaugt. So seltsam er mir auch vorgekommen war, ich war trotzdem der Meinung, daß er in dieses Gebiet hineinpaßte.

Hier an der Grenze zwischen Cornwall und Wales, wo die Landschaft beinahe menschenleer war, wo Moore für die wenigen Menschen auch heute noch eine Gefahr darstellten, wo das Wasser des Atlantiks wütend gegen die Steilküsten hämmerte, war eben alles anders als im Großraum London.

Hier waren die Menschen mit der Natur verwachsen, und nicht jede Geschichte, die über Generationen weitererzählt wurde, war die reine Erfindung. Davon konnte ich ein Lied singen.

Wo hatte sich der Zwerg versteckt?

Ich ging einfach davon aus, daß er nicht zu weit gelaufen war. Ich spürte seine Blicke, es war da das berühmte Kribbeln auf der Haut, aber ich konnte leider nicht feststellen, wo die kleinen Augen in der Dunkelheit lauerten.

Noch immer blies der kalte Märzwind in starken Böen. Er wuchtete gegen mich, am Himmel jagte er die Wolken wie eine Herde Schafe. Als mir dieser Vergleich in den Sinn kam, dachte ich wieder an den Schäfer, von dem ich die ersten Informationen erhalten hatte.

Ich kannte nicht mal seinen Namen, aber ich wußte, daß er in dieser Gegend schon sehr lange lebte.

Er war hier aufgewachsen, er mußte die Rätsel und Geheimnisse kennen, und ich hoffte, daß er sie mir nicht vorenthielt.

Nach dem Zwerg mit der Machete zu suchen, hatte für mich keinen Sinn. Wenn er etwas von mir wollte, was immer es auch sein mochte, er würde sich schon zeigen.

Ich öffnete die Wagentür und durchsuchte den Rover im matten Schein der Innenbeleuchtung.

Den Zwerg sah ich nicht.

Er hatte sich nicht versteckt, um mir auf den Fersen zu bleiben. Ich entdeckte ihn auch nicht in der näheren Umgebung, die ich mit meiner Leuchte abstrahlte.

Aber weg war er nicht, das wußte ich.

Die breite Tür des Hauses hatte ich wieder zugezogen, stieg ein, schnallte mich an und startete. Der Rover rollte langsam an. Ich fuhr mit einem völlig anderen Gefühl, jedenfalls keinem besseren, den Weg zurück.

Ich kam mir vor wie der Verlierer. Das aber war nur die eine Seite, es gab auch noch eine andere.

Mit dem Tod der Frau war für mich die Tür zu einem neuen Fall aufgestoßen worden, und ich nahm mir vor, diesmal nicht zu versagen.

Ich wußte natürlich nicht, was mich in dieser Umgebung noch alles erwartete, aber so schnell würde ich hier nicht wieder wegkommen, das spürte ich.

Wenn es hart auf hart kam, mußte auch Suko hier erscheinen und mir zur Seite stehen.

Zuerst aber wollte ich mit dem Schäfer sprechen, und es war noch nicht zu spät. Einundzwanzig Uhr war es ungefähr, da hatte die Nacht noch Zeit, sich über das Land zu senken, was der Dunkelheit allerdings nichts ausmachte, sie war schon früher erschienen.

Ich hatte den Wagen gewendet und fuhr wieder in die graue Finsternis hinein.

Sie war anders als in den Städten, denn hier gab es keine Leuchtreklame, die ihren bunten Widerschein gegen den Himmel warf. Ich erlebte die Natürlichkeit, mal abgesehen vom Licht der Scheinwerfer, die als heller Teppich vorauseilten.

Das Haus blieb hinter mir zurück, der Selbstmord auch, der Zwerg mit der Machete ebenfalls.

Erinnerungen, die nicht verblassen würden, denn Niederlagen verblassen nur selten.. Ich hatte eine erlebt, sie hatte mich tief getroffen, und jetzt, wo mir wieder alles durch den Kopf ging, kehrten auch die Vorwürfe zurück.

Ich hätte früher fahren sollen, dann wäre alles ins Lot gekommen, aber was brachte das?

Ich wollte mich auf keinen Fall quälen. Es würde mich zu stark belasten. Ich brauchte den freien Blick für die Zukunft. Erica war tot, aber dahinter stand ein Rätsel, das es noch aufzuklären galt.

Was war sie nur für eine Frau gewesen? Wie hatte sie gelebt? Hatte sie mit fremden Mächten in Verbindung gestanden, und war dieser geheimnisvolle Zacharias wirklich ihr Vater?

Bisher mußte ich davon ausgehen, aber darauf verlassen durfte ich mich nicht.

Vor mir schaukelten die breiten Bahnen des Fernlichts. Sie huschten über den Boden, sie tasteten sich an den Hängen und großen Felsen entlang, und bald schon fielen sie auf den grauen Asphalt der Straße, in die dieser Weg mündete.

Weder von rechts noch von links erschien ein Fahrzeug. Ich fuhr nach links. Etwa zwei Meilen von dieser Einmündung entfernt mußte ich den Schäfer treffen.

Auch jetzt ließ ich das Fernlicht an. Es strahlte weit auf die Fahrbahn hinaus.

Ich sah noch mehr.

Eine kleine Gestalt erschien urplötzlich im bleichen Licht, und zwar dort, wo es aufhörte. Die kleine Gestalt war der Zwerg, der seine Machete mit wilden Bewegungen schwang und nach irgendwelchen imaginären Zielen schlug, ohne diese zu treffen.

Ich fuhr weder schneller noch langsamer, hielt aber auf den Schlagenden zu, der es nicht zu einer Konfrontation kommen ließ, sondern früh genug zur Seite huschte und verschwand.

Ich stoppte.

Und eine Sekunde später schon rammte ich die Tür auf und stürmte aus dem Wagen. Diesmal sollte mir der Kleine nicht entkommen. Das Gelände war hier relativ übersichtlich. Es stieg zwar an, es hatten sich auch Mulden gebildet, es gab in der Umgebung zahlreiche Büsche und Sträucher, aber sie wuchsen nicht so dicht zusammen, als daß es zwischen ihnen keine Lücken gegeben hätte.

Ich sah ihn laufen.

Er hoppelte beinahe wie ein Hase, er lief nicht so glatt wie ein normal gewachsener Mensch, und er stützte sich nach jedem zweiten oder dritten Schritt mit seiner Machete ab, um immer wieder Schwung zu holen. Gegen mein Tempo kam er nicht an. Ich war ein normal großer Mensch mit entsprechend langen Beinen, und so holte ich auf.

Ich kam so nahe an den Kleinen heran, daß ich ihn keuchen und knurren hörte. Es waren Laute der Wut, und er drehte mit einer schwungvollen Bewegung den Kopf, so daß die Kapuze nach hinten auf den Rücken rutschte. Sein Schädel war rund, die Haare schwarz. Ich beeilte mich noch mehr, meine Schritte wurden länger, der Zwerg vor mir schlug einen Haken, er knurrte wieder, dann stemmte ich

mich am Rand einer kleinen Vertiefung ab und gab mir die nötige Kraft für den alles entscheidenden Sprung.

Ich fiel nach vorn, den rechten Arm ausgestreckt, und ich erwischte die Kutte. Ich zerrte daran, hörte einen leisen Schrei. Der kleine Mensch wurde mitten im Lauf gestoppt, er riß beide Arme hoch, die Machete tanzte dabei, dann kippte er zurück, und ich drehte mich schnell zur Seite, damit er nicht auf mich prallte.

Beide lagen wir am Boden.

Der Kleine war schneller hoch als ich, und er war auch ein Stück von mir weggerutscht.

Ich ging davon aus, daß er angreifen würde. Wenn er zuschlug, würde er mich in der unteren Körperhälfte treffen, meine Beine befanden sich in großer Gefahr, aber er tat es nicht.

Auch ich griff ihn nicht an.

Wir beide hatten den Pfiff gehört, und wir beide sahen, daß unsere so tot wirkende Umgebung lebendig wurde. Ich sah mich plötzlich umkreist von all den kleinen Geschöpfen, aus deren Mitte ein großer Mensch wie ein Mittelpunkt herausragte.

Es war ein alter Mann, ebenfalls in eine Kutte gehüllt. Er wirkte auf mich wie ein grauer Schatten in der tiefgrauen Dunkelheit. Er hob sich davon ab und war vielleicht deshalb so gut zu erkennen. Ich sah, daß auf seinem Kopf nur wenige Haare wuchsen, zumindest der vordere Teil war frei. Sein Gesicht zeigte irgendwie verschmitzt wirkende Züge. Die lange knochige Nase, der dünne Mund, das hervorstehende Kinn, die listig wirkenden Augen, das alles verlieh dem alten Mann etwas Kasperhaftes.

War er der Chef der Zwerge?

Um eine Antwort kam ich herum. Irgend jemand hatte einen Stein aufgehoben oder einen ähnlichen Gegenstand. Und den hatte er zielgenau geworfen.

Er erwischte mich am Hinterkopf.

Die Welt um mich herum versank, und ich hatte das Gefühl, in die Tiefe zu fallen, einem Meer entgegen - wie die Selbstmörderin.

Auf dem feuchten Boden blieb ich liegen…

***

Lange dauerte dieser Zustand nicht an. Ich war auch nicht bewußtlos geworden, ich hatte nur böse Kopfschmerzen gekriegt und war nicht einsatzfähig.

Erst dachte ich, daß jemand in meiner Nähe stöhnte, bis mir auffiel, daß ich es war.

Unter mir spürte ich den weichen, aber auch kalten Boden. Als ich die Augen weit öffnete, trieben die Wolken über den Himmel wie bei einem schaurigen Film.

Verdammt noch mal, ich ärgerte mich gewaltig, daß es mich erwischt hatte. Ich hätte mich nicht so reinlegen lassen dürfen. Wie ein Anfänger war ich in die Falle getappt.

Auf der anderen Seite hatte ich mit einer derartigen Entwicklung auch nicht gerechnet. Dieser Zwerg war nicht allein gewesen, er hatte Hilfe von seinen Artgenossen bekommen, und ich überlegte, wie viele es wohl gewesen waren. Der Machetenzwerg und sechs seiner Helfer. Das erinnerte mich an das Märchen von Schneewittchen und den sieben Zwergen. Aber wer war dann das Schneewittchen? Etwa die tote Erica?

Im Märchen hatte sie ausgesehen wie Erica, nur eben jünger. Auch das gleiche schwarze Haar und auch die Haut wie Elfenbein. Da kamen schon einige Dinge zusammen.

Bevor ich nicht *mehr* wußte, hatte es keinen Sinn, über dieses Phänomen nachzudenken. Ich wollte auch nicht mehr länger auf der kalten Erde liegenbleiben und setzte mich hin.

Mein Kopf tat mir weh, was sich allerdings ertragen ließ. Da hatte ich schon härtere Dinge erlebt und war darüber hinweggekommen.

Noch im Sitzen schaute ich mich um. Natürlich war keiner dieser kleinen Menschen mehr zu sehen, und ich war froh dabei, daß mich der erste Zwerg nicht mit seiner Machete getötet hatte.

Am Hinterkopf hatte die Kante des Steins eine kleine Wunde gerissen, aus der es feucht hervorrann.

Ich putzte das Blut mit dem Taschentuch weg, steckte es wieder ein und stemmte mich hoch. Auf dem vor mir leicht abfallenden Hang hatte ich leichte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, und mein Blick fiel hinunter bis auf die Straße, wo mein Wagen noch stand und das Fernlicht weit hinein in die Nacht leuchtete.

Mit vorsichtigen Schritten machte ich mich an den Abstieg. Erst als ich auf der Straße stand, das Fernlicht gelöscht hatte und mich gegen den Rover lehnte, fing ich an, über das Erlebte nachzudenken.

Ich hatte nicht nur die Zwerge gesehen, mir war auch der alte Mann aufgefallen.

Sein Bild war in meiner Erinnerung festgeleimt. Ich versuchte mich an den Ausdruck seines Gesichts zu erinnern, dabei kamen mir mehrere Begriffe in den Sinn.

Wissend, listig, aber auch kalt und gefährlich.

Eine seltsame Person und nicht der Schäfer, zu dem ich wollte. Jetzt noch mehr als zuvor.

Ich setzte mich wieder hinter das Lenkrad. Die Kopfschmerzen ließen sich ertragen. Zudem hatte ich keine Zeit, mich auf sie zu konzentrieren, andere Dinge waren viel wichtiger geworden.

Langsamer fuhr ich weiter. Die Straße senkte sich etwas, eine breite Kurve tauchte vor mir auf.

Wenn ich mich recht erinnerte, hatte ich den Schäfer vor dieser Kurve getroffen.

Hoffentlich war er noch da. Er hatte an seinem Wagen herumrepariert und irgend etwas mit den Rädern gemacht.

Ich sah ihn nicht, aber ich hörte das Blöken der Schafe, die rechts der Straße auf einem großen Stück Weide standen und das Gras rupften. Der Rover fuhr langsamer, ich schaute nach rechts, schaltete noch einmal das Fernlicht an, dann sah ich ihn.

Der Mann stand am Straßenrand, als hätte er nur auf mich gewartet. Er hob sogar den Arm, als er in das grelle Licht geriet. Ich schaltete es ab und auch aus, als ich neben dem Schäfer stoppte.

Ich stieg aus.

Er trat zurück, um nicht von der aufschwingenden Tür getroffen zu werden. Er stellte keine Frage, doch ich sah seinem Gesicht an, daß er wissen wollte, wie es mir ergangen war.

Ich drückte die Tür zu.

»Können wir reden?« fragte ich.

Er hob die Schultern. »Wo?«

»Sie sind Schäfer und naturverbunden. Trotzdem denke ich, daß Sie eine feste Behausung haben.«

»Das stimmt.«

»Können wir dorthin gehen?«

»Wenn Sie wollen.«

Ein Hund rannte herbei und schmiegte sich an die Beine seines Herrn. Es war ein Labrador, ein schönes Tier, das mich aus seinen klugen Augen beobachtete.

»Ich gehe vor.«

»Bitte.«

»Ach so, ich wollte Ihnen noch meinen Namen sagen. Ich heiße Calvin Crichton, du kannst mich aber Cal nennen. Hier duzen wir uns alle.«

»Ich bin John.«

»Und weiter?«

»Sinclair.«

»Hört sich schottisch an.«

»Ist es auch.«

»Das ist gut«, sagte er. »Ein Schotte ist besser als ein Engländer. Die mögen wir hier nicht.«

»Klar.« Ich wußte, daß die Waliser anders waren. Wenn es ihnen möglich gewesen wäre, hätten sie sich vom Mutterland getrennt, aber das ging nicht. So versuchten sie, innerhalb der Gemeinschaft ihre Eigenständigkeit zu bewahren.

Cal war kein alter Mann, auch wenn er durch seinen Vollbart älter wirkte als ich. Bart und Haare wuchsen bei ihm an den Seiten

zusammen. Er war nicht eben dick, vielleicht sogar zu mager, und seinen Kopf zierte eine Wollmütze. Die Augen blickten klar, und die breite Nase zeigte ein wenig nach oben, so daß die Nasenlöcher inmitten des Bartgestrüpps auffielen. Er trug einen Poncho als Mantel und hatte auch seinen Schäferstock nicht vergessen. So ging er vor mir her, leicht gebückt und begleitet von seinem Labrador Rocky. Das Haus des Schäfers war teilweise aus Steinen und teilweise aus Holzstämmen gebaut worden. Es schmiegte sich gegen einen Hang, stand auch in einer Senke, und eine Mauer schützte den Vorgarten vor allzu starkem Wind. Die Tür war nicht abgeschlossen. Ich mußte mich ducken, als wir das Haus betraten, Calvin konnte normal hindurchgehen.

»Willkommen in meinem Zuhause!« Er grinste mich an. »Ich habe sogar Licht. Der Generator steht in einem kleinen Anbau. Soll ich es einschalten, oder verlassen wir uns auf den Schein der Kerzen?«

»Kerzenlicht ist gemütlicher.«

»Einverstanden, setz dich.«

Ich nahm an dem klobigen Holztisch Platz, zu dem auch die Eckbank paßte.

Dieser eine Raum machte einen gemütlichen Eindruck. Als Crichton drei Kerzendochte angezündet und seinen Hund als Wächter nach draußen geschickt hatte, damit er die Kontrolle über die Schafe behielt, holte er eine Flasche Schnaps, Brot und Speck. »Wenn du Hunger hast, dann iß.« Ein Messer legte er mir ebenfalls hin, dann setzte auch er sich und holte aus seinem Mantel eine krumme Pfeife und ein Päckchen Tabak. Im Hintergrund sah ich ein Regal, einen Ofen aus Stein, in dem noch Reste der Glut leuchteten, und eine Schlafstelle. Auf einer Pritsche waren Felle und Decken ausgebreitet. Zwei schmale Holztüren führten zu anderen Räumen. Während würziger Tabakgeruch mein Gesicht umwedelte, schnitt ich Brot und Speck ab.

Der Schäfer stand noch einmal auf, um Gläser zu holen. Er brachte aber auch zwei Dosen Bier mit.

»Das schmeckt besser zu Speck und Brot. Dann rutscht es.«

Es zischte, als wir die Dosen öffneten und uns zuprosteten. Calvin sagte nichts. Er schaute zu, wie ich aß und war zufrieden, daß es mir schmeckte.

Mir gefiel die Atmosphäre in seiner gemütlichen Hütte. Der Schäfer saß entspannt am Tisch, hatte die Beine ausgestreckt und lächelte versonnen vor sich hin. Ich aß das nächste Stück Speck, das gut gesalzen war, trank zwischendurch Bier und lauschte den Worten des Mannes.

»Wenn man so einsam lebt und der Natur sehr nahe ist, kann man schon Dinge erleben, über die man früher gelacht hat, und die man

jetzt mit anderen Augen sieht.«
»Was meinst du damit?« fragte ich kauend.
Er verzog den Mund, und sein Bart bewegte sich dabei. »Eigentlich alles, wenn ich ehrlich sein soll. Den Boden, den Himmel, das Wasser, die Luft, die vier Elemente. Da gerät man schnell wieder an die Grundmuster der alten Philosophen.«
»Das kann ich mir denken.« Ich schob Speck und Brot zur Seite und bedankte mich mit einem Nicken.
»Hat es dir nicht geschmeckt?« fragte er.
»Doch, aber ich bin jetzt satt.«
»Du bist ein Stadtmensch.«
»Ja.«
»Dann ist es verständlich. Als Stadtmensch hat man eben nicht den Blick und das Gefühl für gewisse Dinge, die sich immer wieder öffnen.«
Er sprach sehr allgemein und auch in Rätseln. Ich wollte konkret werden und sagte: »Weißt du, daß ich bewußt nach dir gesucht habe, Cal?«
»Ich konnte es mir denken.«
»Warum?«
»Du wolltest hoch zum Haus. Du wirst wahrscheinlich keinen Erfolg gehabt haben, denke ich.«
»So ist es. Ich konnte sie nicht retten.«
Mit dieser Antwort hatte ich den Mann überrascht. »Sie nicht retten?« fragte er.
»Richtig.«
»Wenn du *sie* sagst, dann hast du möglicherweise eine Frau gemeint oder auch mehrere Personen.«
»Eine Frau.«
»Im Haus oben.«
Ich nickte.
Cal stopfte seine Pfeife nach, er saugte daran, die Rauchwolken nahmen an Dicke zu, und sein Gesicht verschwamm dahinter wie bei einem plötzlichen Nebelstoß. »Wolltest du sie denn retten?«
»Deshalb kam ich her.«
»Von London?« wunderte er sich.
»Man rief mich an. Ihr Vater, ein gewisser Zacharias, bat mich, herzukommen und seine Tochter zu retten. Ich habe es nicht geschafft, sie war schneller, sie brachte sich um. Erica, so hieß sie, ist in den Tod gesprungen, indem sie sich von der Klippe herab in den Abgrund stürzte. So sieht es aus. Ich habe das Nachsehen gehabt und komme mir wie ein Versager vor.«
Cal sagte nichts. Er griff nach dem Messer und schnitt eine Scheibe Speck ab. Dann legte er die Pfeife zur Seite, schob den Speck zwischen

seine Lippen und kaute. Nachdenklich blickte er gegen eines der kleinen Fenster. Er aß wieder. Ich wollte ihn nicht stören. Cal hob die Dose an, trank Bier, dann stellte er die Dose wieder auf den Tisch. »Die Landschaft, diese Gegend muß man akzeptieren, John. Mit all ihren Vor- und Nachteilen.«

»Was bedeutet das?«

»Daß man sich auch mit Tatsachen abfinden muß.«

»Auch mit einem Selbstmord?«

Er hob die Schultern. »Der Tod gehört zum Kreislauf der Natur wie das Leben.«

»Richtig, doch ich weigere mich nur, den Freitod zu akzeptieren und besonders den, den ich noch miterleben muß. Das ist mein Problem.«

»Du kannst es nicht ändern.«

»Stimmt.« Ich nickte. »Aber ich würde gern dafür sorgen, daß es sich nicht mehr wiederholt.«

Er stellte eine Frage, auf die ich keine Antwort wußte. »Besteht denn die Gefahr, daß es sich wiederholt?«

»Ich weiß es nicht. Du bist anders als ich, Cal. Du denkst anders, denn du bist über vieles informiert, was sich in dieser Gegend etabliert hat. Ich habe den Tod dieser Frau erlebt, aber es ist nicht alles gewesen. Später durchsuchte ich das Haus. Ich fand es leer, und als ich wieder gehen wollte, wurde ich erwartet. Vor der Tür stand ein kleiner Mensch, ein Zwerg, der mit einer Machete bewaffnet war und ziemlich böse aussah…«

Ich berichtete Calvin Crichton, was ich erlebt hatte, bis zu der Minute, als ich ihn wieder getroffen hatte. »So, und nun möchte ich deine Meinung hören.«

Er lächelte.

Mir dauerte es zu lange. »Bitte, Cal, was sagst du dazu?«

»Nun ja.« Er nahm seine Pfeife wieder hoch und stopfte Tabak nach. Gelassen zündete er ihn an, paffte wieder ein paar Wolken und nahm den Faden dann auf. »Erinnere dich, daß man hier mit der Natur in Einklang lebt. Man muß sich als Teil fühlen, und man muß auch das Fremde in ihr akzeptieren, das viel älter ist als man selbst. Das seinen Ursprung möglicherweise vor Tausenden von Jahren gehabt hat, als es hier noch anders aussah und andere Menschen lebten.«

»Druiden, zum Beispiel.«

Er schaute mich für einen Moment an. »Ja, auch die, John. Ich sehe, daß du dich gut informiert hast.«

»Ein wenig kenne ich mich aus.« Ich zündete mir eine Zigarette an. Nach einem weiteren Schluck Bier fragte ich: »Ist es denn möglich, daß dieser alte Mann, den ich sah, ein Druide ist, der die Zeiten überdauert hat? Kann das sein?«

Cal lächelte. »Du denkst sehr weit«, murmelte er.

»Und zurück. Ich habe bisher drei Dinge. Die tote Erica, die Zwerge und den alten Mann, von dem ich leider nicht weiß, wer er ist. Ich weiß nur, daß ich ihn mir nicht eingebildet habe.«

»Das stimmt«, gab Cal zu.

Mir gefielen seine Antworten nicht unbedingt. Er rückte immer nur scheibchenweise mit seinem Wissen heraus, ich aber wollte so schnell wie möglich mehr erfahren. »Dann kennst du ihn besser?«

»Nicht besser, ich weiß zumindest, wer er ist.«

»Sag es!«

Wieder schaute er mich an. Diesmal prüfend, als überlegte er, ob er mir trauen sollte. Dann öffnete er die Schnapsflasche und goß zwei kleine Gläser randvoll. »Cheers, John.«

Ich wollte nicht unhöflich sein und trank auch. Das Zeug war scharf, verdammt noch mal, und hatte einen intensiven Geschmack nach Wacholder. Es jagte durch die Kehle, um sich im Magen auszubreiten. Ich schüttelte mich, schloß für einen Moment die Augen, holte tief Luft und sah dann das lächelnde Gesicht des Schäfers.

»War er gut?«

»Ja, aber du hättest mich warnen müssen.«

»Warum? Du hast den fetten Speck gegessen und eine gute Grundlage. Da brauchst du einen Schluck.«

»Du wolltest mir etwas sagen«, erinnerte ich ihn.

»Ja, richtig.« Er nickte. »Der alte Mann.« Lächelnd betrachtete er seine Bierdose. »Es gibt ihn. Ich hätte dir nichts gesagt, wenn du ihn nicht selbst gesehen hättest, denn in gewisse Dinge sollen wir uns nicht einmischen. Man nennt ihn den Herrn der Legenden.«

Ich blieb stumm.

Cal lächelte wieder, in seinen Augen schienen Funken zu sprühen. »Ja, so wird er genannt.«

»Von wem?«

»Nicht nur von mir, John, von allen Menschen in dieser Gegend. Ich komme aus dem Norden, lebe aber schon lange hier und habe trotzdem erst ziemlich spät von diesem Herrn der Legenden erfahren. Er ist eine sagenhafte Gestalt, aber er selbst ist keine Sage, obwohl er so gehandelt wird.«

»Und die Zwerge gehören zu ihm.«

»Es wird wohl so sein.«

»Hast du sie auch schon gesehen?«

»Das weiß ich nicht, John.«

Diesmal glaubte ich Cal nicht und fühlte mich sogar auf den Arm genommen. »Erzähl mir nichts. Wer so gut informiert ist wie du, für den gibt es nur ein Ja oder ein Nein, aber keine Zwischengröße.«

»Du irrst dich. Ich möchte es dir erklären.«

»Gern, ich warte.«

Er saugte an seiner Pfeife. Den Kopf hatte er etwas erhoben. Das Kinn und der Bart standen vor.

Der Blick war ins Leere gerichtet oder leuchtete hinein in seine Erinnerung, als suchte er dort nach den passenden Worten. »Manchmal sind die Hunde mitten in der Nacht unruhig geworden. Damals hatte ich noch zwei. Ihr Bellen hat mich geweckt, ich stand auf, lief nach draußen, um nachzuschauen. Gesehen, John, habe ich nichts oder kaum etwas. Die kleinen Schatten, die ich hin und wieder entdeckte, konnte ich beim besten Willen nicht einordnen.«

»Kannst du es jetzt?«

»Ja, es waren die Zwerge.«

»Dann glaubst du mir also?«

»Warum sollte ich es nicht tun?«

»Das weiß ich nicht genau, ich wundere mich nur. Wir kennen uns kaum, ich müßte für dich ein Fremder sein und…«

Seine Handbewegung unterbrach mich. »Du hast im Prinzip recht, John. Aber Menschen wie ich, die lange in der Einsamkeit gelebt haben und noch immer leben, bekommen, so seltsam es auch klingt, einen Blick für andere Menschen. Ich habe diesen Blick ebenfalls bekommen. Ich habe in deine Augen schauen können und darin keine Verschlagenheit entdeckt. Außerdem strahlst du irgend etwas aus. Ich fühle es«, er legte seine Hand gegen die Brust, »kann es aber nicht in Worte fassen. Eine Aura, einen Schimmer, was weiß ich. Wie gesagt, ich lebte schon lange hier und mußte mich umstellen.«

»Wenn du die Zwerge nicht gesehen hast, Cal, warum habe ich sie entdeckt? Warum sind sie zu mir, dem Fremden, gekommen?«

»Kennst du die Antwort nicht?«

»Möglich«, sagte ich und lächelte. »Aber ich möchte auch deine Meinung hören.«

»Ja, gern.« Er schlug die Beine übereinander. »Du bist ihnen in die Quere gekommen. Du hast durch seine Aktivitäten ihre unmittelbaren Interessen berührt. Ich war mal Student, ich habe mich unter anderem mit philosophischen Grundmustern befaßt, und ich weiß auch, daß jeder Mensch seine eigene Ecke braucht. Läßt man sie ihm nicht, kommt es zwangsläufig zu gewissen Spannungen. Du bist eben in dieses andere Spannungsfeld eingedrungen. Das ist meine Lösung.«

»Akzeptiert.«

»Danke.« Er griff zur Dose, trank einen Schluck. Auch ich verspürte Durst und tat es ihm nach.

Dann sprach er mich wieder an. »Ich möchte dir noch etwas sagen, John, was möglicherweise mit diesen Zwergen in einem Zusammenhang steht.«

»Bitte.«

»Ich erzählte dir, daß ich einmal zwei Hunde hatte. Einer starb, auch

ein Labrador. Er war erst acht, kein Alter für einen Hund, und er ist auch keines natürlichen Todes gestorben. Ich hörte - es war wieder Nacht - ein fürchterliches Heulen. Sprang sofort auf, nahm meinen Stock, mit dem ich mich gut verteidigen kann, ich war mal Kendo-Sportler, und lief hinaus.« Er wischte über seine Augen, schluckte, sprach dann erst weiter. »Ich fand meinen Hund. Er lag in seinem Blut und nur wenige Schritte von der Haustür entfernt. Man hat ihn regelrecht zerhackt. Wenn du von einer Machete gesprochen hast, die der Zwerg trug, kann ich mir jetzt vorstellen, durch welche Waffe mein Hund ums Leben kam.«

Er schwieg, ich ebenfalls, aber ich hatte Fragen. »Warum, zum Teufel, taten sie es?«

»Darüber habe ich auch - nachgedacht, als der erste Schmerz über den Verlust vorbei war. Sie haben mir einen Denkzettel verpaßt oder mich einfach nur gewarnt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Denkzettel? Gewarnt? Warum?«

»Davor, daß ich mich nicht in ihre Angelegenheiten mische.«

»Hast du das denn getan?«

»John - hätte ich dir sonst eine gewisse Aufklärung geben können?«

Da hatte er recht, Calvin Crichton war sowieso ein Mensch, der sich Gedanken gemacht hatte, viel wußte, aber wenig sagte, weil er eben taktieren mußte, um nicht zwischen die Fronten zu geraten.

Trotzdem hakte ich bei ihm nach und beugte mich ihm entgegen. »Was weiß du noch?«

»Kaum etwas. Ich habe mich herausgehalten. Der zerhackte Hund ist mir Warnung genug gewesen.«

»Jetzt nicht mehr, mein Freund. Du stehst wieder mitten im Ziel. Allein daß wir hier sitzen und reden, das zeigt ihnen, wie sehr du dich engagiert hast.«

Er drehte sein leeres Schnapsglas über den Tisch. »Ich fürchte, es ist so gelaufen. Ich kann dir nicht widersprechen. Ich hätte gar nicht mit dir sprechen sollen. Mich haben sie akzeptiert.« Er hob die Schultern, »wie immer du es auch sehen magst.«

»Genau, Cal. Aber wer steckt dahinter? Wer oder was hat dich akzeptiert? Der Herr der Legenden?«

»Natürlich.«

»Wer ist er?«

»Ein Mächtiger, John«, flüsterte Calvin, als hätte er Furcht davor, gehört werden zu können. »Ein sehr Mächtiger sogar, der nie verschwunden war. Es ist sein Gebiet, es ist sein Land, er ist der König.«

»Und er hat zugelassen«, führte ich den Satz weiter, »daß sich eine junge Frau in den Tod stürzte.«

»Die du nicht hast retten können.«

»Stimmt genau. Man hat mich angerufen. Es ist ein Mann namens Zacharias gewesen. Ich kenne ihn nicht. Ich habe ihn nie gesehen. Mir ist nur seine Stimme bekannt. Ich habe, bevor ich für kurze Zeit die Besinnung verlor, eine mächtige Gestalt gesehen, die zwar aussah wie ein Mensch, die aber etwas Steinernes oder Erhabenes an sich hatte, wenn du verstehst. Und ich denke jetzt nach.«

»Das würde ich an deiner Stelle auch.«

»Weißt du, worüber ich nachdenke, Cal?«

Er blies gegen die Kerzenflammen und brachte sie zum Tanzen, als wollte er durch den Widerschein aus Licht und Schatten eine besondere Atmosphäre schaffen. »Ich kann es mir denken, John. Wenn ich alles zusammenzähle, gibt es nur einen Ausweg. Du könntest dir vorstellen, daß Zacharias und der Anrufer möglicherweise ein und dieselbe Person sind. Oder sehe ich das falsch!«

»Siehst du nicht.«

Wir schwiegen beide. Die Flammen hatten sich wieder beruhigt. Ohne zu zittern, standen sie auf den Dochten und hinterließen an der Decke drei Kreise. Es hatte sich eine seltsame Spannung zwischen uns aufgebaut. Nicht daß der eine dem anderen nicht traute, aber keiner wollte als erster den Graben überspringen.

Cal unterbrach die Stille. »Ich kann es mir nicht vorstellen«, sagte er leise.

»Was nicht?«

Er lachte. »Du wirst es kaum glauben, aber ich kann es mir einfach nicht vorstellen, daß der Herr der Legenden überhaupt telefoniert.. So etwas will nicht in meinen Kopf, John. Das ist für mich unwahrscheinlich, das kann ich einfach nicht nachvollziehen.«

»Es fällt auch mir schwer.«

»Und da ist noch etwas, das mich stört. Wie ist er ausgerechnet auf dich gekommen? Auf einen Menschen, der in London lebt, also fern ab von seiner Wohnstatt und seinem Reich. Wäre es für ihn nicht günstiger gewesen, er hätte sich an eine Person gewandt, die hier lebt? Warum nahm er dich, wenn wir davon ausgehen, daß der Anrufer mit dem Herrn der Legenden identisch ist?«

»Ja - warum…?« murmelte ich und ließ mir bewußt viel Zeit.

»Sag es John!«

Ich hob die Schultern.

»Warum vertraust du mir nicht? Ich habe dir auch vertraut, als ich dich hier aufnahm. Ich habe gespürt, daß du anders bist als normale Menschen. So etwas kann man lernen. Ich habe lange genug in dieser Natur ge- und überlebt. Aber ich weiß nicht, was hinter dir steckt. Ich spürte es nur, doch eine Erklärung kann ich dir nicht geben. Das müßtest du dann schon tun.«

»Was soll ich sagen…?«

»Wer bist du?«
»Ein Mensch.«
»Das sehe ich.«
Ich nickte ihm zu. »Sagen wir so, Cal. Ich bin jemand, der sich mit diesen Phänomenen seit Jahren schon beschäftigt. Ich habe sie zu meinem Beruf gemacht. Ich weiß, daß wir in einer Zeit leben, wo die Wissenschaft nicht mehr alle Fragen beantworten kann. Wo die Physik allmählich an die Grenzen gerät und denkende Geister allmählich wieder die Metaphysik akzeptieren müssen, um Antworten auf grundsätzliche Fragen zu erhalten. Auch mit Hilfe der Mathematik und der Physik.«
»Stimmt. Nur hat das nichts mit uns zu tun.«
»Es ist ein Teil des Ganzen.«
»Du auch?«
»Ja - wie du.«
»Bist du Parapsychologe, Historiker, Philosoph und anderes alles in einem?«
»Nein.«
Er saß da, als wollte er jeden Augenblick von seiner harten Sitzfläche in die Höhe schnellen. »Was dann, John? Was bist du dann?«
»Polizist.«
Ich hatte bewußt auf diese Antwort hingearbeitet und schaute zu, wie Cal zusammenzuckte. Damit hatte er wohl nicht gerechnet. Möglicherweise hatte er von der Polizei auch keine zu große Meinung gehabt, denn er schaute mich mit Augen an, in denen der Vorwurf oder die Antwort »Das darf doch nicht wahr sein!« zu lesen waren.
»Stimmt das?«
»Ja.«
Cal legte seine Hände flach auf den Tisch. »Polizist«, wiederholte er, »ich habe also einen Polizisten in mein Haus geholt. Das ist wirklich ein Hammer. Darauf wäre ich nie gekommen. Ich hätte eher daran gedacht, daß sich hier Aussteiger herumtreiben, aber daß mir ein Polizist über den Weg laufen würde…« Er schüttelte den Kopf. »Jetzt sag mir noch, für wen du arbeitest. Da gibt es bekanntlich ja auch gewisse Unterschiede, denke ich.«
»Scotland Yard!«
Calvin Crichton schwieg. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Die Hände griffen nach der Pfeife.
»Kann es sein, daß es auch bei euch einige Unterschiede gibt, was die Aufgaben angeht?«
Ich lächelte, denn ich hatte sehr wohl herausgehört, daß er sich und mir eine goldene Brücke bauen wollte, da seine Meinung von der Polizei nicht eben hoch war. »Es gibt Unterschiede, Cal, da kann ich dich beruhigen. Ich arbeite nicht in einem normalen Job. Meine

Freunde nennen mich schlicht einen Geisterjäger.«
»Einen was?«
»Geisterjäger.«
»Aha.«
»Verstanden?«
»Nein.«
Ich erklärte es ihm, und er hörte sehr genau zu. Ich hatte auch Vertrauen zu Cal gefaßt und ging einfach davon aus, daß er meine Arbeit verstand, wenn er seinen Geist wirklich so weit geöffnet hatte, um die Natur zu begreifen.
Ich ließ mir mit meinen Ausführungen Zeit, warf zwischendurch etwas von meinem Wissen ein, und das mehrmalige Nicken des Mannes zeigte mir, wie sehr er einverstanden war.
»Ja«, sagte er, »das ist natürlich etwas anderes. Etwas ganz anderes, denke ich.«
»Das freut mich.«
»Dann bist du also der richtige Mann, um diesen Fall hier aufzuklären. Das muß der Anrufer gewußt haben. Dein Ruf hat sich sicherlich herumgesprochen.«
»Kann durchaus sein.«
Er klopfte mit der unteren Rundung des Pfeifenkopfs auf den Tisch. »Das Thema ist für mich erledigt«, erklärte er. »Ich werde dich nie mehr fragen, ich will es auch nicht, es gehört sich nicht, aber ich bin froh, daß du mich nicht angelogen hast. Ich bin auch froh, daß ich dich nicht abwies, denn jetzt hast du es geschafft, meine Neugierde zu wecken, und ich denke, daß du meine Hilfe nicht ablehnen wirst.«
»Auf keinen Fall, Cal.«
Er knetete seine Finger, und ich hörte es knacken. »Wie wird es weitergehen, John? Was sollen wir tun?«
»Können wir etwas tun?«
»Sorry, ich weiß es nicht, denn ich hatte bisher keinen Grund, etwas gegen diese Gesetze hier zu unternehmen. Sie sind eben anders. Diese Gegend kommt mir allmählich vor, als würde sie unter einem Schleier liegen, wobei wir kaum mehr als einen Zipfel gelüftet haben.«
Ich gab ihm recht. »Cal, wir müssen irgendeinen Punkt finden, an dem wir ansetzen können.«
»Welchen?«
»Erica?«
Er wollte nicht. »Nein, nein, ich weiß zuwenig über diese geheimnisvolle Frau. Du hast erlebt, daß sie sich von den Klippen stürzte. Sie hätte gerettet werden sollen, deshalb bist du gekommen. Du hast es nicht geschafft. Erica ist tot. Wichtig ist jetzt diejenige Person, die dich geholt hat.«
»Und ob die wichtig ist. Hör zu! Wenn der Herr der Legenden und

Zacharias tatsächlich identisch sind, sollten wir beide zusehen, daß wir ihn auch finden.«

Cal streckte mir den Finger entgegen. »Wenn du darauf spekulierst, daß ich weiß, wo er lebt, dann hast du dich leider getäuscht, John. Ich weiß zwar, daß es ihn gibt, aber seine Wohnstatt kenne ich nicht.«

»Hast du dir auch nie darüber Gedanken gemacht?«

Cal verzog spöttisch die Lippen. »Wo können Legenden schon wohnen, John?«

»Wenn du es so siehst, hast du natürlich recht. Mir kam er allerdings vor wie eine Person und nicht wie eine Legende, Cal. Eine Legende ist nicht faßbar, sie schwebt im luftleeren Raum, aber ihn habe ich gesehen, und er kam mir auch nicht vor wie ein Geist oder ein technisch perfektes Hologramm. Hinzu kommen die seltsamen Zwerge. Sie sind auch keine Erfindung meiner Phantasie. Ich habe sie ja erlebt und…« Mitten im Satz brach ich ab, weil ich mich über Cals Haltung wunderte. Er saß da, als wäre er ebenfalls zu Stein geworden, schaute aber gegen die Tür, als gäbe es dort eine Veränderung.

Ich sah ebenfalls hin, sah nichts.

»Was hast du denn?«

Crichton legte einen Finger auf die Lippen. Sekunden verstrichen. Er behielt die Pose bei und redete erst, als er den Finger wieder gesenkt hatte. »Hast du es nicht gehört?«

»Was denn?«

Calvin stand auf. Die Antwort bekam ich, als er einen Schritt nach vorn gegangen war. »Das Heulen, John. Das leise, verfluchte Jaulen und Heulen.«

»Der Wind?«

»Nein, das ist es nicht gewesen.« Er schlich auf die Tür zu. »Ich habe dieses Geräusch schon einmal gehört. Es stammt von einem Tier, keinem Menschen. Damals, als mein Hund zerhackt wurde, John. Und jetzt heult Rocky!« rief er und riß plötzlich die Tür auf.

Auch mich hatte nichts mehr auf meinem Platz gehalten. Ich eilte ihm nach. Cal war nicht weit nach draußen gegangen, sondern dicht vor der Schwelle stehengeblieben.

Jetzt hörte ich das Geräusch ebenfalls. Es war ein Heulen, ein langes, klagendes, wenn auch fernes Schreien.

Zu sehen war nicht viel.

Die Schatten der Dunkelheit mischten sich mit denen der Hügel, so daß die Umgebung zu einer einzigen grauen Gardine verschwamm.

»Verdammt, ich werde noch verrückt!« keuchte der Mann neben mir.

»Das ist Rocky, das muß er einfach sein.«

Ich schwieg.

Aber ich spürte, wie mich ein Schauer überkam. Plötzlich war der Frieden gestört, der uns in den letzten Minuten begleitet hatte. Die

Realität hatte uns wieder und damit auch das Heulen, das urplötzlich anschwoll.

Zugleich sahen wir den Schatten.

Es war der Labrador, der auf das Haus zulief, aber nicht mehr rennen konnte, wie er wollte.

Sie hatten ihn bereits erwischt.

Sie, das waren die Zwerge, die ihn mit ihren schwingenden Macheten verfolgten…

***

Cal Crichton rief den Namen seines Hundes und war plötzlich nicht mehr zu halten. Cal wollte Rocky retten, denn schon einmal hatte er auf eine sehr grausige Art und Weise einen treuen vierbeinigen Freund verloren. Es interessierte ihn auch nicht, daß er den bewaffneten Zwergen entgegenlief.

Obwohl den Schafen nichts passiert war, hatten sie die Unruhe gespürt und waren aufgewacht. Ich hörte ihr ängstliches Blöken wie eine schaurige Hintergrundmusik und dazwischen das Jaulen des Hundes.

Rocky wollte sich retten. Er war kein Hund, der so schnell aufgab. Der Fluchtversuch mißlang, die Verletzung behinderte ihn einfach zu stark. Nach jedem Sprung sackte er wieder zusammen.

Wenn Cal sich schon um sein Tier kümmerte, mußte ich mich mit den Zwergen beschäftigen.

Der Schäfer hatte Rocky erreicht. Er riß ihn an sich, klammerte ihn fest, war dabei in die Knie gegangen und schaute mich mit einem gequälten Gesicht an, als wollte er sagen: Da siehst du, was du getan hast.

Rockys Fell war blutverschmiert. Aus mehreren Wunden quoll die Flüssigkeit hervor. Allerdings schienen sie nicht lebensgefährlich zu sein, auch nicht zu tief. Er konnte sich noch auf den Beinen halten, und Calvin zerrte ihn auf sein Haus zu.

»Ich kümmere mich um die Zwerge!« rief ich ihm zu.

Er sah aus, als hätte er mich nicht verstanden. Für ihn zählte nur der treue Hund, und auch in mir war eine rasende Wut hochgestiegen. Ich sah einfach keinen Sinn für einen Mord an dem Tier.

Die Zwerge hatten mich gesehen. Sie waren stehengeblieben. Gefährlich klein mit bösen Augen.

Ihre kleinen Macheten schwangen sie hin und her. Die Klingen schimmerten trotz der Dunkelheit, und ihre Bösartigkeit zeichnete sich ebenfalls in ihren Gesichtern ab.

Sie würden mir keine Chance geben. Ich ihnen auch nicht.

Hinter mir verstummte das Jaulen des Hundes. Ich hoffte, daß mein neuer Freund seine Blockhütte erreicht und darin Schutz gefunden

hatte. Ich fragte mich natürlich, was die Zwerge vorhatten, ob sie mich ebenfalls töten oder mich nur warnen wollten.

Ich ging auf sie zu.

Nur keine Angst zeigen. Ihnen beweisen, daß man auch wer war, wobei ich sie keineswegs unterschätzte. Wenn sie gemeinsam angriffen, war ich geliefert oder würde es zumindest schwer haben, zudem konnten sie ihre kleinen Macheten auch schleudern wie Messer, aber sie taten zunächst nichts.

Sie ließen mich kommen.

Ich hörte meinen Herzschlag. Über mir hing der Himmel wie ein großes Tuch, das aus verschiedenfarbigen Flecken bestand. Durch eine Lücke schimmerte klar und deutlich der Mond.

Alte Gesichter sahen unter den Kapuzen aus wie Klumpen, wie dicke Kartoffeln, in die ein Messer Runzeln und Falten hineingeschnitten hatte. Breite Münder, grinsend verzogen, Augen, die glitzerten wie dunkle Edelsteine. Von ihnen strahlte der Geruch von Gewalt ab, aber sie griffen nicht an.

Was sie taten, verstand ich nicht. Ich konnte für ihr Verhalten nur den Begriff »geordneter Rückzug« finden. Sie drehten sich auch nicht um, zogen sich zurück, ließen mich dabei nicht aus den Augen. Obwohl das Gelände nicht eben glatt war, stolperten sie nicht.

Das war auch nicht Sinn der Sache.

Alle würde ich mir nicht schnappen können, aber mit einem wollte ich kurzen Prozeß machen.

Nun war ich es, der angriff.

Es war mir egal, welchen Zwerg ich mir holte, einen mußte ich haben, um den Fall vorantreiben zu können. Ich brauchte ihn auch als Pfand, als Trumpf, und ich kam über die kleine Meute wie ein Riese. Ich hatte sie damit tatsächlich so sehr überrascht, daß sie zur Seite stoben. Schreiend rannten sie durcheinander. Da es keine Deckung gab, wußten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten, und es kam soweit, daß sie sich gegenseitig umrannten.

Ich war etwas durcheinander, als ich das Gewusel sah. So vergingen Sekunden, bis ich mich konzentriert und mich auf einen bestimmten Zwerg eingestellt hatte.

Ich bekam ihn zu fassen.

Zuerst holte ich ihn mit einem Tritt von den Beinen. Er schrie auf, als er meinen Fuß in seinem Rücken spürte. Der Stoß schleuderte ihn nach vorn, er kreischte noch einmal, bevor er auf den Boden fiel und bäuchlings darüber hinwegrutschte.

Weit kam er nicht. Ich stoppte ihn, indem ich einen Fuß auf seinen Rücken stemmte, den zweiten auf seinen rechten Arm und diesem Druck gab. Anzusprechen brauchte ich ihn nicht. Er wußte auch von allein, was er zu tun hatte. Seine Hand bildete keine Faust mehr. Sie

hatte sich geöffnet, und ich konnte ihm die Machete aus den Fingern treten.

Danach bückte ich mich und riß ihn hoch.

Er brüllte mich an. Sein Gesicht bestand nur noch aus Mund. Ich wußte auch nicht, welchen Gnom ich mir da geholt hatte. Irgendwo sahen sie alle gleich aus. Seine Kapuze war nach hinten gerutscht, und mit der linken Hand schlug ich zielsicher gegen seinen Kopf.

Das Schreien verstummte. In meinem Griff sackte er zusammen. Ich hielt ihn am Kragen gepackt, hob seine Machete hoch, die mir sehr leicht vorkam, und brachte beides zur Hütte.

Auf dem Weg dorthin drehte ich mich hin und wieder um. Es gab keine Verfolger. Entweder hatten die Artgenossen aufgegeben, oder sie hielten die Hütte aus sicherer Entfernung unter Beobachtung.

Mir war das egal, solange sie mich in Frieden ließen.

Die Tür war geschlossen. Der Schäfer hatte auf Sicherheit gesetzt. Ich klopfte, bevor ich sie öffnete.

Schließlich sollte Calvin wissen, daß es kein Feind war, der sein Haus betrat.

Über die Schwelle schleifte ich meine »Beute«.

Begrüßt wurde ich vom Winseln des Hundes. Jetzt brannte auch die Lampe unter der Decke. Ihr Licht zeigte mir, was geschehen war. Calvin hatte den schweren Körper des Tieres in die Höhe gewuchtet und auf den Tisch gelegt. Er war dabei, die Wunden zu reinigen. Mit einem Schermesser hatte er die Haare um die Einschnitte herum entfernt. Er redete auf Rocky ein, beruhigte ihn und arbeitete auch konzentriert weiter, als ich neben ihm stehenblieb.

»Wie geht es ihm?« fragte ich. Eine blöde Frage, mir fiel nur keine besser ein.

»Er wird leben.«

»Gut.«

»Wir sind gerade noch rechtzeitig gekommen. Aber ich hasse diese kleinen Bestien noch mehr. Warum wollen sie meine Tiere töten? Sie haben ihnen nichts getan?«

Von mir bekam er keine Antwort. Ich hatte mich gebückt und den Zwerg hochgewuchtet. Wie eine etwas zu groß geratene Puppe setzte ich ihn auf die Bank, und Cal, der das sah, stoppte. Ich hörte ihn atmen. »Du hast einen geholt?«

»Er ist bewußtlos.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter, Cal. Er wird uns, wenn er wieder bei sich ist, schon sagen, was Sache ist.«

»Man sollte dieser kleinen Bestie die Kehle durchschneiden!«

Ich schüttelte den Kopf. »Sosehr ich dich auch verstehe, Cal, aber genau das sollten wir nicht tun. Dieser Zwerg ist möglicherweise

wichtig für uns. Er ist die Basis.«

»Für wen?«

»Ich will zu Zacharias.«

Crichton überlegte. Er hob die Schultern. »Ja, vielleicht hast du damit Glück.«

»Okay. Kümmere du dich um Rocky.«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Wie wertvoll ihm der Hund war, konnte ich daran sehen, daß er sehr behutsam mit ihm umging. Er versuchte, ihm möglichst nicht weh zu tun. Auch wenn er noch mehr Fell aus der Umgebung der Wunden abtrennte, sprach er Rocky immer wieder an. Er verwendete Tücher und heißes Wasser, tupfte die Wunden ab und schaute immer wieder in die braunen Augen des Tieres, die ihn so vertrauensvoll anblickten.

»Gut hast du das gemacht, Rocky. Du hast wunderbar aufgepaßt, mein Lieber…«

Ich hatte mich neben den Zwerg gesetzt. Er kam mir im Vergleich vor wie eine Puppe. Ich faßte ihn an und schüttelte ihn. Er kippte um, ich zog ihn wieder hoch und fragte mich, ob er noch immer bewußtlos war oder mir nur etwas vorspielte.

Cal, der mich beobachtet hatte, sagte: »Versuch es mit Wasser. Gib ihm einen kalten Guß.«

»Werde ich machen.«

Ich wollte aufstehen und den Kleinen mitnehmen, doch das ließ er nicht zu. Eine kleine Hand umkrallte meinen Hosenstoff, und kalte Augen funkelten mich an.

»Aha, du bist wach.«

»Ich will es nicht.« Zum erstenmal hörte ich seine Stimme. Ich war auch froh darüber, daß er meine Sprache beherrschte, auch wenn sie etwas verfremdet klang, als würde er irgendeinen Dialekt sprechen.

Selbst Cal wunderte sich darüber. Er hatte damit aufgehört, sich um Rocky zu kümmern, sein Blick hing am breiten Mund des Gnoms fest, als wollte er ihm die nächsten Worte einzeln zwischen den Lippen hervorziehen.

»Was willst du nicht?« fragte ich.

»Wasser.«

»Wie du möchtest, aber das ist nicht umsonst. Du bist uns schon einiges schuldig.«

»Warum?« schnappte er. Wenn er redete und den Mund bewegte, sah es aus wie bei Kermit, dem Frosch.

»Du warst dabei, als man den Hund töten wollte. Ein Tier, das dir und euch nichts getan hat. Das solltest du nicht vergessen. Zumindest wir haben es nicht vergessen.«

Er schwieg und bewegte dabei nur seine Augen. Ich wunderte mich, wie er sie drehen konnte.

»Warum?«
»Eine Warnung.«
Cal lachte, und es klang nicht gut. Er griff nach dem Schermesser, beugte sich über den Tisch, und plötzlich schimmerte die Klinge dicht vor dem Gesicht des Gnoms. »Ich brauche mich nur etwas zu bewegen, dann bist du tot. Willst du das? Willst du so leiden wie mein Hund? Ich würde es dir gönnen. Du bist eine Kreatur, die es nicht wert ist, hier zu leben, du bist…«
»Laß ihn, Cal.«
Der Schäfer zog seine Hand wieder zurück. Er atmete schwer. »Wenn er sich verstockt anstellt, mache ich ihn fertig, das schwöre ich dir, John.«
Ich schaute unseren Gefangenen an. »Er wird vernünftig sein, denke ich mal.«
Schweigen.
»Gut, noch mal. Ich möchte, daß du mir einen Gefallen tust, denn du bist mir etwas schuldig. Ich weiß nicht, wer von euch mich angegriffen hat, aber ich werde es herausbekommen. Und das ist nicht alles, was ich wissen will. Ich will euren Herrn und Meister kennenlernen, den Herrn der Legenden, der sicherlich nur für euch da ist. Ihn möchte ich sehen, und ich will, daß du mich zu ihm führst. Hast du verstanden? Ich will es!«
Er starrte mich an. Seine Augen wirkten wieder übergroß. Dann nickte er.
»Verstanden?« hakte ich nach.
»Ja!«
»Dann los!«
Das schien ihm nicht zu passen. Damit hatte er wohl auch nicht gerechnet, denn auf der Bank drückte er sich zurück, als suchte er nach einem Fluchtweg oder zumindest seiner Machete, um sich wehren zu können. Bei mir reichte ein Griff aus, da hatte ich ihn am Kragen gepackt, drehte ihn um und zerrte ihn von der Bank.
Ich stellte ihn hart auf die Füße und hielt ihn dabei trotzdem noch fest. Sein Gesicht zuckte. Er versuchte, mir den Protest ins Gesicht zu schreien. Möglicherweise war es mein Blick, der ihn verstummen ließ. Ich zerrte ihn von der Bank.
Cal Crichton schaute uns beiden zu. Er war aufgeregt, schabte mit den Sohlen und leckte seine Lippen. »Willst du es wirklich tun?« fragte er mich.
»Natürlich.«
»Und dann?«
Ich lächelte ihm zu. »Vergiß bitte nicht, daß ich hier bin, um einen Fall zu lösen.«
»Ja, du bist Polizist.«

»So ähnlich.«

»Und ich gehe einfach davon aus, daß unser Freund hier weiß, wo sich der Herr der Legenden aufhält. Einer wie er muß einfach zu ihm gehören.«

Cal nickte. »Scheint mir auch so. Aber willst du ihn nicht fesseln?«

Ich war schon dabei, meine Handschellen hervorzuholen. Die Arme des Kleinen waren dick genug.

Da konnte ich die Ringe schließen, ohne daß er mit den Händen hindurchrutschte.

Das ließ er widerstandslos mit sich geschehen. Ich fragte ihn nach seinem Namen.

Er hob nur die Schultern.

»Hast du keinen?«

»Ich bin Nummer drei.«

»Aha. Und wie viele seid ihr?«

»Rate mal.«

»Etwa sieben?«

Sein breites Grinsen zeigte mir, daß ich genau ins Schwarze getroffen hatte.

Sieben Zwerge. Fehlte nur Schneewittchen. Aber Schneewittchen hieß hier nicht Schneewittchen, sie war die Tochter des Zacharias und war tot. Also stimmte das Märchen nicht.

Ich war zwar nicht durcheinander, aber was hier genau ablief, wußte ich leider nicht. Jedenfalls konnte ich mich noch auf einige Überraschungen gefaßt machen.

Als ich einen letzten Blick auf Rocky warf, sah ich, daß er die Augen geschlossen hielt und eingeschlafen war. Cal hatte mein Hinschauen bemerkt und lächelte. »Er wird sich wieder gesund schlafen. Ich habe ihm eine von mir entwickelte Mixtur zu trinken gegeben. Ich werde ihn gleich auf seine Decke legen. Begleiten kann ich dich nicht. Du weißt, daß mir Rocky wichtig ist. Ich muß bei ihm bleiben. Es können immer wieder Komplikationen auftreten.«

»Das verstehe ich, Cal.«

Er legte mir die Hand auf die Schulter. »Viel Glück wünsche ich dir, mein Freund, viel Glück, mein Freund.«

»Danke.«

Zusammen mit Nummer drei verließ ich die Hütte, und ich fragte mich, was mich erwarten würde.

Himmel oder Hölle!

Ich tippte eher auf die zweite Möglichkeit.

***

Der Zwerg trottete neben mir her wie ein kleines Kind. Er traf keine Anstalten, sich zu wehren, er unternahm auch keinen Versuch zur

Flucht, er blieb einfach bei mir, als gehörten wir zusammen.

Ich hatte ihm die Handgelenke auf den Rücken gefesselt. Deshalb sah sein Gehen etwas plump aus, besonders dann, wenn das Gelände uneben wurde, denn wir hatten die Straße bereits überquert.

Ich hatte ihn noch gefragt, ob wir mit dem Auto fahren sollten. Der Zwerg hatte nur den Kopf geschüttelt und war schweigend weitergegangen. Er hielt sich an meiner rechten Seite auf. Den Kopf hatte er angehoben. Bei jedem Schritt pendelte er vor und zurück. Im Verhältnis zu seinem Körper war der Schädel zu groß, manchmal hatte es den Anschein, als würde er jeden Augenblick nach vorn kippen und abfallen.

Natürlich hielt ich die Augen auf und war wachsam. In der Dunkelheit konnten sich die anderen Zwerge eine Schrittlänge von mir verborgen halten, ohne daß ich sie entdeckte.

Keiner zeigte sich.

Wir gingen bergauf. Linker Hand schimmerte in der Ferne ein Licht wie ein klarer Stern. Es war kein Gestirn, sondern der Ort, wo das Haus auf den Klippen stand und in den unteren Räumen das Licht brannte, als hätte es Erica in den nassen Tod begleiten sollen.

War auf der ersten Strecke der Boden noch mit dichtem Gras bewachsen, so änderte sich die Vegetation. Sie trat fast ganz zurück, der blanke Fels hatte hier die Oberhand gewonnen. Es war ziemlich glatt an manchen Stellen, und wir mußten beide auf der Hut sein, um nicht auszurutschen.

Noch immer zeigte der Himmel das gleiche Bild. Graue Wolken, dazwischen Lücken, durch die klare Stellen schauten, die Sichel des Mondes, es kam alles zusammen, was zu einer romantischen Nacht gehörte, bis auf die Temperatur. Es war zu kühl. Da konnten einem die romantischen Gedanken schon vergehen oder gar nicht erst aufkommen.

Die Nacht war auch still, und Nummer drei verhielt sich brav. Er hatte nicht einmal zu verschwinden versucht. In mir stellte sich die Ahnung ein, daß es ihm sogar sehr recht war, wenn er mich zu seinem Herrn und Meister führte.

Wir änderten unsere Richtung und bewegten uns zur rechten Seite hin. Unmerklich, aber stetig, und ich, der den Kopf gedreht hatte, suchte nach einem Ziel.

Großartig zu sehen war nichts, abgesehen von einer schrägen Felswand, die nach meinem Geschmack so gar nicht in dieses Gelände hineinpassen wollte. Sie wirkte auf mich wie eine Verrücktheit der Natur, aber gerade die Wand schien das Ziel des Zwergs zu sein.

Ich wollte es schon jetzt wissen und fragte ihn danach.

Er lachte leise. »Du kannst dich ja überraschen lassen.«

»Also doch.«

Diesmal lachte er nur.

Wir setzten den Weg fort. Das Gestein war nicht glatt, obwohl es in der Dunkelheit so aussah. Oft genug hatten sich Platten übereinandergeschoben, standen an den Kanten hoch oder fielen an den Seiten ab, jedenfalls mußten wir uns beim Gehen vorsehen. Ich mehr als der Zwerg, der den Weg kannte. Trotzdem war er es, der plötzlich ausrutschte.

Ich packte ihn und hörte ihn fluchen, während ich ihm Halt gab. Er fauchte mich wütend an, ging aber dann weiter.

Der Wind weht in dieser Höhe stärker als unten auf der Straße, von der ich nichts mehr sah, denn das graue Band verschwamm in der Dunkelheit. Manchmal umheulte der Wind meinen Kopf. Dann hörte es sich an, als würden gequälte Seelen in meinen Ohren jammern.

Die Wand war doch weiter entfernt, als es den Anschein gehabt hatte, aber sie rückte trotzdem näher.

Ich spürte auch, daß ein besonderes Ziel vor mir lag. Hätte mich jemand gebeten, es zu erklären, ich hätte es nicht geschafft und nur die Schultern gehoben, aber dieses andere war vorhanden, da wäre ich jede Wette eingegangen.

Hielten sich die anderen Zwerge hier auf?

Verstecke gab es, denn der Boden war nicht mehr so frei, wie noch vor kurzem.

Relativ hohe Steine standen dort, die mir zwar keine Deckung geboten hätten, dafür den Zwergen.

Es war durchaus vorstellbar, daß sie sich dahinter verborgen hielten, aber sie ließen uns in Ruhe, falls es zutraf.

Die Wand war dunkel, aber es gab noch etwas Dunkleres in ihr, und genau dort wirkte sie wie pechschwarz gestrichen, was allerdings nur auf einen bestimmten Ausschnitt begrenzt blieb.

Eine Höhle?

Ich blieb stehen.

Auch der Zwerg stoppte seinen Schritt. Er stand seitlich vor mir, den Kopf zurückgelegt, und schaute mich an. Seine Augen funkelten. Die beiden breiten Mundhälften waren zu einem noch breiteren Grinsen verzerrt, als wollte er mir seinen Triumph kundtun.

»Sind wir da?« fragte ich.

Er nickte.

»Die Wand, nicht?«

»Ja.«

»Gut, laß uns gehen.«

Er hob seine kompakt wirkenden Schultern, drehte mir den Rücken zu und ging vor.

Ich folgte ihm und dachte dabei darüber nach, wie ich mich in dieser Nacht fühlte.

Gut oder schlecht? Oder keines von beiden?

Es gelang mir nicht, eine Antwort zu finden. Ich war mehr ein Mensch, der in eine Welt oder ein Gebiet hineinstieß, die oder das für ihn gar nicht bestimmt war.

Noch bewegte ich mich in der normalen Welt, wo die Gesetze der Physik galten. Was aber würde mich in der Felsmauer erwarten, denn ich hatte längst erkannt, daß wir dort hineingehen würden.

Die schwarze Fläche war nichts anderes als der Eingang zu einer Höhle, in deren Innern sich die Finsternis staute.

Bevor wir hineingingen, blieb Nummer drei stehen. Wieder schaute er grinsend zu mir hoch. »Jetzt sind wir da.« Er streckte mir die Hände entgegen. »Du kannst mir die Ringe wieder abnehmen. Ich mag es nicht, wenn ich als Gefangener vor meinen Meister trete.«

Ich tat ihm den Gefallen, denn gefährlich konnte er mir unbewaffnet nicht werden. Er schaute zu, wie ich den schmalen Schlüssel in den Schlitz steckte. Eine Drehung reichte, die Ringe klappten auf. Ich zog sie ab und hängte sie an meinen Gürtel. »Zufrieden?« fragte ich ihn.

Er lächelte und nickte. Dann drehte er sich um, und ich hörte, wie er tief ausatmete. So wie jemand, der endlich nach langem Suchen das Ziel seiner Wünsche gefunden hatte.

Er hätte schneller gehen können, aber er ließ sich Zeit. Er winkte mir zu, ihm zu folgen.

Ich tat es, und es war ganz leicht, denn es gab keinen, der mich aufhielt. Schon oft war ich in Felshöhlen hineingegangen, so etwas war mir also nicht fremd, aber ich hatte noch nie oder selten eine Veränderung gespürt wie hier.

Befand ich mich überhaupt in einer normalen Höhle? Oder hatte ich die Schwelle zu einer anderen Welt überschritten? Ich suchte nach einem Vergleich, und mir kam einer in den Sinn. Ich schien in eine ins Unendliche führende Röhre geraten zu sein, einen Tunnel, der in die Ewigkeit hineinragte und die menschlichen Gesetze ausschloß.

Ein Märchen-, ein Wundertunnel tat sich vor mir auf, zwischen dessen Wänden eine stickige, beinahe greifbare pechschwarze Finsternis lauerte. Ohne Licht war ich hilflos, und meine Hand rutschte bereits in die Tasche, um die Lampe hervorzuholen.

Dagegen hatte Nummer drei etwas.

»Nein, kein Licht! Wir brauchen es nicht!«

Er schaute mich an. Ich blickte nach unten, und ich sah das Funkeln in seinen Augen. Sie hatten einen anderen Ausdruck bekommen und erinnerten mich an das Schimmern von Diamanten. Er konnte sicherlich im Finstern ebenso gut sehen wie eine Katze.

»Warum nicht?« Ich hatte geflüstert, dennoch war ein Hall entstanden, der meine Stimme in die Tiefe des Tunnels trug.

»Der Meister will es nicht.«

»Ach ja! Kann der Meister im Dunkeln sehen?«

»Er kann alles.«

Die Antwort hörte sich so an, als gäbe es nicht den geringsten Zweifel daran.

Ich wollte mich hier nicht gegen die seltsamen Regeln stellen und stimmte zu.

»Ich werde dich führen.«

Nummer drei suchte nicht nach meiner Hand. Es reichte ihm schon, daß er den Stoff meiner Hose anfassen konnte. Er zog mich nach vorn, wo die lichtlose Schwärze lauerte, als wäre sie ein Rachen, der alles schlucken und fressen wollte.

Ich konnte nicht einmal sehen, ob die Oberfläche des Gangs glatt, rauh oder steinig war. Vorsichtshalber hob ich die Füße immer hoch. Ich hatte den Eindruck, ins Nichts zu gleiten, wo es kein Geländer und keine Mauer gab, das mich auffing.

Märchen - Legenden…

Es gab also einen Meister, der über sie wachte, der als Herr dieser Dinge angesehen wurde, und ich fragte mich, ob es der gleiche war, den ich vor meiner kurzen Bewußtlosigkeit gesehen hatte. Wenn ja, wie würde er mir dann gegenübertreten?

Als Feind, als Freund?

Am liebsten wäre mir eine Neutralität gewesen, da hätte ich mich am besten arrangieren können.

Der Tunnel, die Tiefe, der Berg und die Finsternis hatten uns geschluckt. So wie hier mußte es auch in einem großen Grab sein, nur bekam ich genügend Luft, und sie war nicht einmal schlecht. Sie strömte kühl und erfrischend in meine Lungen, als wollte sie mir zusätzlich Kraft geben.

Das Zupfen an meiner Kleidung blieb. Ich mußte also noch tiefer in den Tunnel gehen.

Plötzlich hörte es auf. Und ich blieb sofort stehen. Auch der Zwerg ging nicht weiter. Ich sah seine Augen, die wie zwei Lichter über dem Boden schwebten.

»Wir sind da!«

»Ich sehe nichts.«

»Keine Sorge, du brauchst dich nur auf den Meister zu verlassen. Er weiß, was gut ist.«

Nach diesen Worten verschwand der Zwerg. Zwar versuchte ich, mit dem ausgestreckten Arm nach ihm zu greifen, aber ich faßte ins Leere und hatte den Eindruck, als würde kalter Nebel zwischen meinen Fingern einhergleiten.

Jetzt war ich allein.

Hatte ich einen Fehler begangen? Hätte ich diesem Gnom doch nicht vertrauen sollen?

Abwarten.

Die Sekunden verstrichen quälend. Wer hier herrschte, konnte sich Zeit lassen, falls so etwas für ihn überhaupt existierte. Es war durchaus möglich, daß ich mit dem Eintreten in den Berg meine Dimension verlassen hatte und in eine andere gelangt war. So etwas gab es, und es wäre nicht das erste Mal gewesen.

Wie lange mußte ich noch warten?

Die Stille zerrte an meinen Nerven. Ich atmete zudem nur flach, da ich sie nicht unterbrechen wollte.

Auf einmal änderte sich alles.

In meiner Umgebung wurde es hell. Niemand schaltete Licht ein, es wurde auch kein Feuer angezündet, die Helligkeit war einfach vorhanden, und sie war ein Teil der Umgebung. Sie gehörte einfach dazu, denn sie drang aus den Wänden.

Ein schwacher, grüngelber Schein. Wirklich märchenhaft und geheimnisvoll.

Nur sehr langsam wurde es heller. Es war noch fast dunkel, als ich die Stimme hörte, die von allen Seiten meine Ohren traf.

»Willkommen in meinem Reich, Fremder…«

***

Ja, ja - und nicht anders!

So mußte es einfach sein, wenn man als normaler Mensch etwas erlebte, das ansonsten nur in Geschichten niedergeschrieben worden war. Die Erinnerung an Aibon flutete mir durch den Sinn, denn dieses Land hatte ebenfalls etwas Märchenhaftes. Ich ging zunächst davon aus, daß mich der Zwerg durch den Tunnel in eine mir noch unbekannte Gegend des geheimnisvollen Landes geführt hatte.

Aber die Gedanken drängte ich zunächst zurück und schaute staunend zu, was die immer stärker werdende Helligkeit aus meiner unmittelbaren Umgebung hervorholte.

Ich befand mich in einer großen weiten Höhle, und der Vergleich mit einem Dom wäre durchaus passend gewesen. Meine Aufmerksamkeit allerdings galt mehr der Stimme, die mich begrüßt hatte, denn ich erinnerte mich daran, daß sie nicht fremd gewesen war. Ich hatte sie bereits am Telefon gehört.

Der Sprecher war also derjenige gewesen, der mich gebeten hatte, das Leben seiner Tochter zu retten. Trotzdem hatte er mich nicht mit meinem Namen begrüßt, sondern als Fremder angesprochen.

Über diese Diskrepanz wunderte ich mich, ging gedanklich aber nicht näher darauf ein, sondern schaute mich zunächst um.

Nach der relativ langen Phase der Dunkelheit kam mir das Licht, so schwach es auch sein mochte, leicht blendend vor, und ich zwinkerte mit beiden Augen. Vielleicht auch deshalb, weil ich kaum glauben

wollte, was man mir, dem Fremden, zeigte.
Es war wirklich märchenhaft!
Ich sah den Sprecher, den alten Zacharias. Er saß tatsächlich auf einem Steinthron, der in die Wand hinter ihm integriert worden war. Er hockte dort wie ein König, die Arme angewinkelt und auf beide Steinlehnen des Throns gelegt.
Er hatte seine Kleidung nicht gewechselt, er trug noch immer dieselbe Kutte, die aus einem senffarbenen Material bestand, sehr weit geschnitten war und seinen Körper optisch vergrößerte. Von ihm war kaum etwas zu sehen, abgesehen von den aus den Ärmeln schauenden Händen. Sehr lange, knochige Finger mit einer grauen Haut überzogen, die Finger eines Künstlers, wie ich meinte.
Ich konzentrierte mich auf sein Gesicht und auf den Kopf, denn er hatte die Kapuze nicht in die Höhe geschoben.
Es war der Kopf eines Menschen. Von den Ausmaßen her ziemlich groß, beinahe kahl und nur mit wenigen Haaren bedeckt, die mehr an der Rückseite wuchsen. Auf der Schädelplatte zitterten nur einige dünne Strähnen, als würde der Wind an ihnen vorbeifahren und dafür sorgen, daß sie sich nicht zurücklegten.
Die hohe Stirn fiel bei ihm auf, die spitze Nase und die hellweißen Augenbrauen, die sich über etwas grünlich schimmernden Augen wölbten. Ein breiter Mund mit schmalen Lippen, Ohren, die wirkten, als hätte sie ein Feinmechaniker gearbeitet, und auch das stark vorstehende Kinn wirkte überhaupt nicht groß, sondern wie eine künstlerische Arbeit.
Zacharias, den ich irgendwo auch als alterslos einstufte, sagte zunächst einmal nichts. Er ließ mir Zeit, die Umgebung zu betrachten, und da gab es tatsächlich etwas, das mich wiederum in Erstaunen versetzte. Es waren die Zwerge, mit denen sich der alte, aber alterslose Mann umgab. Er hatte ihnen ihre Plätze zugewiesen, denn hinter dem hohen Steinsessel waren Mulden in die Wand geschlagen worden, die als Sitzplätze für sieben Zwerge dienten.
Auch derjenige, der mich hergeführt hatte, kletterte die Wand hoch und nahm Platz. Er war als einziger unbewaffnet, nahm den Schneidersitz ein, schaute mich an und verschränkte die Arme vor der Brust.
Kein Wort drang aus dem Mund des alten Mannes. Die Stille drückte, und mir kam der Begriff Heilige Halle in den Sinn. Ich fühlte mich auch nicht bedroht, ich war nur etwas erstaunt, und gleichzeitig war auch meine Neugierde gewachsen.
Er schaute mich an. Ich wußte nicht, ob dieser Mann lächelte oder nicht. Es mochte an seinen dünnen Lippen liegen, daß er immer so aussah, als würde er lächeln, nur konnte ich mir das nicht vorstellen. Wer sich mit bewaffneten Zwergen umgab, der wußte genau, was die

Stunde geschlagen hatte.
Ich wollte nicht länger schweigen, und deshalb übernahm ich auch das Wort. »Du bist Zacharias, nicht wahr?«
Er lächelte und nickte.
»Dann bin ich zufrieden.«
Seine Stirn veränderte sich. Er bewegte die Haut dort, und mehrere Reihen breiter, dünner Falten entstanden. Seine Augen sahen aus, als würden sie in hellblauem Wasser schwimmen. »Wie kannst du zufrieden sein, wo du versagt hast?«
»Ja, du meinst Erica.«
»Meine Tochter.«
»Ist sie deine Tochter?«
Er beugte sich auf seinem Thron etwas vor, ohne die Lehnen loszulassen. »Zweifelst du an meinen Worten?«
»Nein, eigentlich nicht. Ich kann es mir nur nicht so recht vorstellen, wenn ich dich so sehe.«
»Keine Sorge, sie ist es.«
»Gut, ich glaube es.«
»Aber du hast sie nicht gerettet.«
»Das stimmt.«
»Du bist schuldig!« hielt er mir vor, löste seinen rechten Arm von der Lehne und streckte mir den grauen, mit dünner Haut überwachsenen Zeigefinger entgegen.
»Vorsicht mit den Worten«, erwiderte ich. »So kann ich es nicht akzeptieren. Ich habe es versucht, ich hätte es beinahe geschafft, aber ich bin zu spät gekommen. Und daran gebe ich dir die Schuld, Zacharias. Du hättest mich früher informieren sollen, dann wäre alles kein Problem gewesen. Dann stünde ich jetzt mit deiner Tochter hier und könnte sie dir übergeben.«
Er hatte mir zugehört, ohne mich zu unterbrechen. Das Muster der Falten war auf seiner Stirn geblieben. Es erweckte den Anschein, als wäre der Ärger nicht verflogen, und seine Antwort bestätigte dies. »Ich hätte dafür jeden holen können, und es hätte jeder versagt. Aber ich habe nicht jeden geholt, ich habe dich gebeten, weil ich davon ausging, daß du nicht versagen würdest.«
»Was hat dich so sicher gemacht?«
Er überlegte sich die Antwort genau. »Man kennt dich. Man hat mir geraten…«
»Wer?«
Zacharias breitete die Arme aus. »Große und mächtige Wesen, mit denen ich in Verbindung stehe. Sie alle wollten mir helfen, und sie haben mir geraten, dich zu holen. Ich habe es getan, aber du hast versagt. Das finde ich schlimm.«
»Ich nicht«, erwiderte ich.

»Es war auch nicht deine Tochter.«
»Das hat damit nichts zu tun«, erklärte ich ihm. »Ob Tochter oder nicht. Ich bin weder Geist noch Übermensch. Ich bin ein Mensch, verstehst du das? Ich bin ein Mensch.«
»Ja, ich kenne die Menschen.«
»Wenn du sie kennst, solltest du auch Verständnis für sie haben. Menschen sind nicht so mächtig wie die Wesen, die dir geraten haben, mich anzurufen und…«
»Es ist auch ein Mensch gewesen.«
»Wer?«
Zacharias winkte mit beiden Händen ab. »Lassen wir es. Vielleicht werde ich es dir noch einmal sagen, vielleicht auch nicht. Es ist jetzt wichtig, daß du hier bist.«
»Das mag stimmen«, gab ich ihm recht. »Aber dürfte ich auch erfahren, wo ich mich befinde?«
»Bei mir.«
»Das sehe ich. Wo ist das? Man hat mich in eine Höhle geführt, und ich hatte das Gefühl, in eine andere Welt zu treten. Ich kenne fremde Dimensionen, mir ist ein Teil des Druiden-Paradieses Aibon bekannt, auch ein Reich der Legenden, eine Welt für sich, das Fegefeuer, das durch Aibon Gestalt angenommen hat…«
»Nein, nein, John Sinclair. Es ist nicht so, wie du denkst, obwohl ich zugebe, Aibon zu kennen. Ich aber bin hier. Ich herrsche in dieser Welt, ich habe eine Tochter, die in den Tod ging, und die du nicht hast retten können. Du hast den alten Fluch nicht lösen können, John Sinclair, du hast es nicht geschafft, und du bist meine letzte Hoffnung gewesen. Es ist schlimm, daß Erica keine Erlösung finden konnte, daß sie immer und immer wieder sterben muß…«
»Moment mal«, unterbrach ich ihn. »Sagtest du immer und immer wieder?«
»Du hast dich nicht verhört.«
»Dann ist sie schon öfter gestorben.«
Er senkte den Kopf und enthielt sich einer Antwort. Mein Gefühl sagte mir, daß ich einen Punkt erreicht hatte, wo ich nicht mehr viel aus ihm herausbekommen würde, deshalb schwieg ich und schaute zu, wie er sich vom steinernen Thron erhob.
Dieser alte Mann gab mir schon Rätsel auf. Für mich war er nicht Fisch und nicht Fleisch. Er war eine Gestalt, die existierte, die ich mir in meiner Realität aber kaum vorstellen konnte, obwohl sie sicherlich auch ein Teil dessen war.
Er stand.
In seiner senffarbenen Kutte wirkte er ebenfalls wie aus Stein gehauen. Es mochte auch an den langsamen Bewegungen liegen, mit denen er auf mich zukam.

Zugleich mit ihm hatten sich auch seine Wächter, die Zwerge, bewegt. Keiner von ihnen saß mehr, sie standen in ihren Nischen und waren bereit.

Der alte Mann blieb neben mir stehen. Er war kleiner als ich, wirkte aber irgendwie mächtiger oder kompakter. Er faßte mich an, und ich spürte den Druck seiner Finger an meinem rechten Arm. Die Haut war nicht kalt, aber auch nicht warm, sie kam mir neutral vor, der Griff aber war kräftig.

»Wenn du schon einmal hier bist, dann werde ich dir auch andere Dinge zeigen.«

»Ich bitte darum.«

Ein scharfer Blick traf mich. Nicht gerade freundlich. Meine lässige Antwort schien ihm nicht gefallen zu haben, aber er sagte nichts, sondern ging vor, den Arm mit seinem Griff umklammert. Ich hätte mich schon freizerren müssen, das aber wollte ich nicht, denn mittlerweile war ich schon gespannt darauf, was er mir zu zeigen hatte.

Zwar gingen wir nach vorn, ich hatte trotzdem den Kopf gedreht, weil ich die Zwerge beobachten wollte.

Sie kletterten von der Felswand herab und schlossen sich uns an. »Wer sind die Zwerge?« fragte ich. »Woher kommen sie?«

»Aus dem Land der Märchen.«

»Dann stecke ich also in einem Märchen.«

»Wenn ja, dann ist es böse«, sagte er. »Es ist nicht die Welt, die du kennst«, sagte er. »Viele Menschen haben schon versucht, mich zu begreifen, sie konnten es nicht. Sie wußten, daß ich hier bin, sie spürten mich, auch wenn sie mich nicht sahen. Aber ich war immer hier, und ich habe meine Tochter geliebt.«

»Welcher Vater tut das nicht«, sagte ich. »Aber zu einer Tochter oder einem Sohn gehören zwei. Hat sie auch eine Mutter?«

»Ja.«

»Wer ist sie?«

»Darüber werde ich mit dir noch nicht reden.«

Er hatte so gesprochen, daß ich mir die Mühe sparen konnte, bei ihm nachzufragen. Wenn überhaupt, so würde ich eine Antwort bekommen, wann es ihm paßte.

Und wer war er?

Der Herr der Legenden. Ein geheimnisvoller Alter, der in diesem Land herrschte. Er war den Menschen bekannt, nur hatten sie ihn nicht begriffen. Von den Ausmaßen der Höhle war nicht viel zu sehen. Wir gingen einfach, und mit jedem Schritt, den wir vorankamen, wich ein Stück mehr von der Dunkelheit, denn erhellt worden war nur die direkte Umgebung des Throns.

Die Schwärze wich. Die Lichter in den Wänden glühten auf. Als wäre

das Gestein mit feinen Drähten durchzogen, die eine gewisse Elektrizität abgaben.

Ich sah keinen weiteren Thron. Mir fielen auch keine Stühle oder andere Sitzgelegenheiten auf, es war nur diese Leere, die ich trotzdem nicht als solche akzeptieren konnte.

Es gibt bestimmte Arten von Leeren. Bei dieser hatte ich trotz allem den Eindruck, als wäre sie gefüllt worden. Irgend etwas durchschwebte sie, war als Geistwesen vorhanden, würde kommen, würde wieder verschwinden, war mal näher, mal ferner.

Ich hatte zahlreiche Fragen gespeichert. Nicht eine davon stellte ich, denn der Gesichtsausdruck des Mannes kam mir abweisend vor. Nicht direkt freundlich, mehr neutral. Er war der Herr hier, ich sein Gast und gleichzeitig Vasall.

Seine Zwerge begleiteten uns. Sie starrten mit ihren breiten Gesichtern auf unsere Rücken, und ich war sehr gespannt darauf, was mir Zacharias zeigen wollte.

Ich fragte mich auch, wer ihm den Tip gegeben hatte, sich an mich zu wenden. So lange ich auch überlegte, ich blieb an keinem Namen haften, bei dem ich mit reinem Gewissen sagen konnte: So, das ist er. Also dachte ich nicht mehr darüber nach und wartete auf die Überraschung. Die stand vor uns.

Nicht einmal weit weg, trotzdem war sie schlecht zu erkennen. Ich sah nur, daß ein bestimmter Gegenstand etwas erhöht auf einem Podest seinen Platz gefunden hatte, und daß dieser Gegenstand ziemlich kantig war und ein langes Rechteck bildete.

»Ist es das?« fragte ich.

»Ja.«

Noch lag dieser Gegenstand im Halbdunkel. Je näher wir jedoch an ihn herantraten, um so mehr Helligkeit bildete sich, als würden unsere Körper dafür Sorge tragen.

Plötzlich erkannte ich ihn.

Genau in dem Augenblick, als ein erneuter Strom geheimnisvollen Lichts aus den Wänden und der Decke fiel, so daß dieser Gegenstand umhüllt werden konnte.

Es war ein Sarg!

Nicht irgendeiner, nein, es war ein gläserner Sarg, ein mir eigentlich nicht fremder Gegenstand, denn ich hatte schon mit gläsernen Särgen zu tun gehabt, unter anderem bei einer Hexe aus Aibon, die gläserne Särge hinter sich hergezogen hatte.

War er die Spur zu Aibon?

Ich hatte bei dem ersten Erkennen etwas gezögert und meinen Schritt zurückgehalten. Die Stimme des Mannes erreichte mich als Flüstern. »Nun, überrascht?«

»In der Tat.«

»Laß uns näher an ihn herangehen.«

Ich rechnete mit allem. Sogar damit, daß der Sarg für mich aufgestellt worden war. Als wir noch näher an ihn herankamen, sah ich, daß er belegt war.

Jemand lag in ihm.

Ich konnte nicht erkennen, wer es war. Ein Mensch, okay, und dieser Mensch hatte dunkle Haare.

Höchstwahrscheinlich bewußt schlug Zacharias mit mir einen Bogen, so daß mein Erkennen erst später stattfand. Von der Seite her näherten wir uns dem nicht sehr hohen Podest. Wenn ich es erreichen wollte, brauchte ich nur das Bein anzuheben und hinaufzuklettern.

Wir blieben stehen.

»Schau nach vorn, John Sinclair.«

Ich tat es und blickte gegen das Unterteil des gläsernen Sargs. Ich erkannte zwei. Füße, die in Frauenschuhen steckten. Gleichzeitig ließ mich der alte Mann los.

»Du kannst gehen. Tritt neben den Sarg und schau hinein. Bitte, tu es dir an.«

Eine seltsame Wortwahl, wie ich fand, aber ich war neugierig und folgte seinem Befehl. Ich dachte dabei auch an mein Kreuz, aber es hatte sich nicht »gemeldet«. Seine Temperatur war unverändert geblieben. Auf dem Rücken spürte ich schon das leichte Kribbeln der Spannung. Mir war klar, daß ich dicht vor einem entscheidenden Punkt dieses Falles stand. Im Hals war alles trocken geworden.

Hinzu kam der Druck hinter den Augen. Mein Fuß berührte das steinerne Podest, ich stemmte mich ab und drückte meinen Körper in die Höhe.

Ein Schritt nach vorn, und ich blieb neben dem Sarg stehen. Von der Seite her schaute ich hinunter und hinein.

In ihm lag eine Frau.

Schön, dunkelhaarig, so daß mir der Vergleich mit Schneewittchen in den Sinn kam.

Er war gleich wieder weg, denn das hier war kein Märchen, auch wenn es Parallelen mit einem aufwies.

Die Frau kannte ich.

Es war Erica, die Tochter des Zacharias!

***

Neben dem Sarg blieb ich stehen, als hätte mich jemand mit Eis übergossen. Hinter meiner Stirn tuckerte es. Ich war einfach nicht mehr fähig, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Das Gesicht der Frau verschwamm vor meinen Augen. Ob es an mir lag oder an der Lichtbrechung des Glases, wußte ich nicht. Jedenfalls hatte ich Mühe, mich auf den Beinen zu halten und wäre beinahe nach hinten

gefallen.

Um mich herum herrschte tiefes Schweigen. Ich wußte, daß ich aus zahlreichen Augen beobachtet wurde, denn die Zwerge als auch Zacharias hielten mich unter Kontrolle.

Ich konnte nicht reden, auch wenn ich es gewollt hätte. Die Überraschung hatte meine Kehle mit trockenem Staub gefüllt, der sich mit dem Schleim zu einer übelschmeckenden Masse vermischt hatte.

Nur allmählich klärte sich das Bild, ich kam mit meiner Umgebung wieder zurecht und drehte nur den Kopf, um in das Gesicht des alten Mannes schauen zu können.

»Deine Tochter?« fragte ich.

Er nickte.

Ich holte durch die Nase Luft und wandte mich wieder dem gläsernen Sarg zu, um hineinschauen zu können. Verdammt, Erica war ins Wasser gefallen, die Wellen hatten sie verschluckt! Wieso lag sie hier mit auf der Brust verschränkten Händen?

Es war nicht zu begreifen. Oder war sie gar nicht Erica. War sie nur eine Puppe, perfekt nachgemacht? Ich konzentrierte mich stärker auf ihr Gesicht, ohne allerdings eine Antwort zu finden. Es war blaß und bewegungslos, so sah eine Tote aus, aber auch eine, die aus dem Wasser gezogen worden war?

Eigentlich hätte die Kleidung naß an ihrem Körper liegen müssen. Das war bei ihr nicht der Fall.

Diese Erica trug trockene Sachen.

Nicht das winzigste Zucken durchlief ihr Gesicht. Sie bewegte auch die Augen nicht, die sie weit geöffnet hatte. Die Pupillen bestanden aus zwei starren Kugeln, sie waren dunkel geworden und völlig leblos.

Zacharias und seine Zwerge hatten mich in Ruhe gelassen und nur beobachtet. Wieviel Zeit verstrichen war, wußte ich nicht, als ich mich umdrehte und Zacharias anschaute, der zu mir hochblickte und wieder ein Lächeln aufgesetzt hatte. »Hast du sie gesehen?« fragte er.

»Sicher.«

»Du hättest sie retten sollen.«

Ich sprang vom Podest. »Ist sie nicht geholt worden?«

»Geholt schon, aber nicht gerettet. Erica ist tot. Du kannst den Sargdeckel öffnen und sie anfassen. Du wirst ihre kalte Haut fühlen, eine Haut ohne Wärme und Leben. Kalt wie Fisch, würde man sagen, eisig und starr.«

Ich hatte die Hände zu Fäusten geballt. Mich überschäumte beinahe die Wut, aber ich hielt mich zurück. Cool bleiben. Es standen noch zu viele Fragen offen. Ich wußte überhaupt nicht, welches Drama hier mit mir als Hauptdarsteller ablief. »Ich hab gesehen, wie sie sprang. Ich habe ferner gesehen, wie Erica zwischen den Felsen im Wasser aufschlug und wie sie von den Wellen verschluckt wurde. Ich habe es

alles mitbekommen, und ich gehe auch noch jetzt davon aus, daß sie tot ist. Nur - warum hast du sie holen lassen? Oder ist es gar nicht *die* Erica, sondern nur eine Puppe?«

»Es ist meine Tochter!« erklärte er mir.

»Gut, ich nehme es hin.«

»Und sie ist tot.«

»Das weiß ich.« Mein rechter Zeigefinger deutete auf den Sarg. »Wenn sie tatsächlich tot ist, warum hast du sie nicht dem Meer gelassen und statt dessen in diesen gläsernen Sarg gesteckt? Willst du sie ansehen? Willst du zuschauen, wie ihre Haut gelb und lappig wird, um schließlich von den Knochen zu fallen? Willst du bei allem dabeisein? Macht es dir Spaß, das zu erleben?«

»Nein.«

»Dann verstehe ich nicht, weshalb du sie in diesem gläsernem Sarg liegen läßt.«

»Meine Zwerge wollten sie. Erica wurde von ihnen geliebt. Sie ist oft von ihnen besucht worden. Sie war eine gute Autorin, eine Schriftstellerin. Sie hat herrliche Romane geschrieben. Romantisch, märchenhaft, auch gruselig, denn sie schrieb über diese Gegend, und sie bekam die Geschichten aus erster Hand. Meine Zwerge berichteten ihr alles, und sie verfremdete sie.«

»Warum starb sie dann?«

»Sie wurde einsam.«

»Ach ja?«

»Die Freunde kamen nicht mehr. Sie verließen meine Tochter. Sie spürten wohl, daß sie anders war.«

»Wie anders?«

Schroff erwiderte er: »Es hat dich nicht zu interessieren. Ich habe dich geholt, um Erica zu retten, aber du hast versagt. Einfach versagt, das mußt du einsehen, und du mußt einsehen, daß ich das nicht vergessen habe. Du hast mich enttäuscht, und du wirst deine Strafe dafür erhalten, John Sinclair.«

»Ich bin mir keiner Schuld bewußt.«

»Darüber denke ich anders.«

»Bitte, ich kann dich nicht daran hindern. Aber wie willst du mich bestrafen? Mich töten?«

Seine Augen weiteten sich. Ein nahezu böses Funkeln war darin zu lesen. »Töten? Wo denkst du hin? Ich bin kein Mörder. Ich bin der Herr der Legenden.«

»Schön, das weiß ich. Aber irgend etwas willst du doch bestimmt unternehmen.«

Er öffnete den Mund. »Komm mit, ich zeige es dir.«

Bevor ich ging, warf ich einen letzten Blick auf den Sarg. Nein, sie hatte sich nicht bewegt. Erica war tot.

Trotzdem störte mich etwas an ihr. Ich wußte nicht, was es war, ich rechnete nur damit, daß sie noch nicht aus meinem Dunstkreis verschwunden war.

Nachdenklich blieb ich stehen, wobei ich aus dieser Nachdenklichkeit ziemlich unsanft herausgerissen wurde, denn die Zwerge hatten mich umringt, und ich schaute auf ihre Macheten, die sie leicht angehoben hatten.

Nicht nur das, sie hatten auch mit dem Stahl der Waffen gegen mich getippt, mich allerdings nicht verletzt, denn nur die Breitseiten hatten meine Beine berührt.

»Schon gut«, sagte ich. »Schon gut.« Ich atmete tief durch, dann folgte ich dem geheimnisvollen Zacharias noch tiefer in dieses rätselhafte Höhlenreich hinein.

Die Umgebung war bisher kahl gewesen, abgesehen von dem steinernen Thron und dem gläsernen Sarg. Sie blieb auch groß, aber nicht mehr so kahl, denn es entstand der Eindruck, daß wir ein Zentrum erreichten. Ich mochte nicht sagen, ein magisches Büro, aber ich sah auf hohen Steintischen und Steinunterlagen hölzerne Gegenstände - Dreiecke, Vierecke und andere geometrischen Figuren, und an der Wand entdeckte ich auch eine Abbildung des Sternenhimmels, wie man ihn vor einigen hundert Jahren kannte und gezeichnet hatte.

War ich im Arbeitszimmer eines alten Mathematikers oder Astronomen gelandet?

Diese Umgebung hätte als Bühnenbild für das Theaterstück Galileo Galilei gepaßt, aber hier wurde kein Drama gespielt, hier war dieser Zacharias zu Hause.

Da es zwischen uns eine gewisse Distanz gab, winkte er mir zu. Ich ging dorthin, wo auch er stand, immer begleitet und beobachtet von den seltsamen Zwergen.

Zacharias stand vor einem Dreieck. Soviel ich erkennen konnte, bestand es aus Holz, aber es war nicht nur ein schlichtes Dreieck, sondern eine Figur, die man als Metronom bezeichnete, denn an der Vorderseite war ein Pendel befestigt.

Zacharias stand daneben - und lächelte. Ich wußte mit diesem schlichten Holzstück nichts anzufangen und wollte ihn schon fragen, was es bedeutete, als er anfing zu sprechen.

»Du kennst es?«

»Sicher, ein Metronom.«

Er nickte. »Das stimmt, John Sinclair. Es ist ein Metronom, ein Gegenstand, ein Werkstück, das mich fasziniert, denn ich kann bei jedem Ausschlag des Stabes beobachten, wie die Zeit verrinnt. Es ist für mich eine Sanduhr in anderer Form. Wenn ich es laufenlasse, spürte ich das Leben.« Er tippte den Stab an, der sich sofort in

Bewegung setzte, und wir alle hörten das »Tacktack«.

Wir sahen das Pendeln des Zeigers, was mathematisch eine Kreisbewegung war und auch so berechnet werden mußte.

Für mich als Betrachter lief der Stab nur immer hin und her. Einmal nach rechts, dann wieder nach links. Es gab keine Ruhe. Es würde immer weiterlaufen, bis es jemand abstellte.

Zacharias tat es.

Es wurde still.

Die Schultern des alten Manns sackten etwas nach vorn, und sein Kopf machte die Bewegung mit.

»Es hat aufgehört zu schlagen«, flüsterte der Mann. »Das Leben ist vorbei. Jetzt ist die Zeit des Todes gekommen. Ich aber bin in der Lage, sie zu überwinden. Ich brauche das Pendel nur anzustoßen, und ich habe aus dem Tod das Leben gemacht. Deshalb ist das Metronom für mich so bedeutsam.«

»Bist du Herr über Leben und Tod?« fragte ich ihn.

»Im übertragenen Sinne schon«, gab er mir zur Antwort und schaute mich an. Sein Blick blieb auch auf mich gerichtet, als er die nächsten Worte sprach, und er holte wieder einmal für meinen Geschmack zu weit aus, aber das war so seine Art. »Du hast versagt, John Sinclair. Du hast Erica nicht retten können, und deshalb werde ich dich bestrafen. Hier und auf der Stelle.«

Obwohl er keine Waffe in der Hand hielt, war ich doch mißtrauisch und auch nicht eben freudig erregt. In diesem Reich herrschte er. Hier hatte er das Sagen. Trotz meiner Waffen, wie Kreuz und Beretta, fühlte ich mich nicht eben wohl in meiner Haut. »Was soll mich bestrafen?« fragte ich ihn.

»Das Metronom?«

»Auch«, gab er zu, »auch. Aber zuvor bin ich an der Reihe. Du hast mich etwas gefragt, ich werde dir auch eine Antwort geben. Ich werde dich nicht töten, John Sinclair, nein, ich werde nur gleiches mit gleichem vergelten. Ich werde etwas anderes mit dir machen, und du solltest jetzt genau zuhören.«

Ich hörte genau zu, und seine Antwort überraschte mich trotzdem, obwohl ich mit vielem gerechnet hatte.

»Ich werde dich verfluchen, Sinclair! Ja, ich werde dich endgültig verfluchen…«

***

War es Spaß oder Ernst? Hatte ich mich verhört? Nein, bestimmt nicht. Es war mir in all den Jahren so einiges passiert, ich hatte gegen zahlreiche Feinde gekämpft, man hatte mich auf die schlimmsten Arten und Weisen vom Leben in den Tod befördern wollen, aber daß mich jemand verflucht hatte ausgenommen eine Hexe -, das hatte ich

noch nicht erlebt. Und dieser alte Mann meinte es verdammt ernst, da brauchte ich nur in sein Gesicht zu schauen, um erkennen zu können, daß er beileibe nicht spaßte.
Verfluchen also, dachte ich, nachdem einige Sekunden verstrichen waren. Ein Fluch sollte mich treffen und mich - ja, was sollte eigentlich damit bezweckt werden?
Sollte ich vernichtet werden? Wollte man mich fertigmachen? Wie würde der Fluch wirken?
Zacharias schaute mich an, als wollte er in meinem Gesicht lesen. »Du wirkst sehr nachdenklich, Sinclair.«
»Das bin ich auch.«
»Hast du dich noch nie mit Flüchen beschäftigt?«
»Doch, aber ich gehe mal davon aus, daß du an einen bestimmten denkst.«
»So ist es.«
»Was würde geschehen?«
Er schüttelte den Kopf und lächelte dabei schmallippig. »Ich wundere mich noch immer darüber, wie gelassen du bist. Du hast versagt, Sinclair! Dir ist es nicht gelungen, das Leben meiner Tochter zu retten. Meine Freunde haben sie aus dem Wasser holen müssen, um sie mir zu zeigen. Ich bin sehr verärgert darüber und auch immens wütend. Und ich fange an zu hassen, Sinclair. Ja, ich hasse…«
»Es war zu spät!« begann ich, »du hättest mich einen Tag früher anrufen sollen.«
Er winkte ab. »Ich hielt dich für besser. Da du dies nicht bist, hast du dein Schicksal auch verdient.«
Er streckte seinen linken Arm aus. Allerdings nicht, um eine Waffe zu ziehen, das hatten die Zwerge bereits für ihn besorgt. Er hatte mich zu stark von ihnen abgelenkt, denn plötzlich spürte ich ihre Waffen am Rücken. Die Gnome mußten sich schon sehr gestreckt haben, um die Spitzen gegen mein Rückgrat drücken zu können, aber in den kleinen Armen steckte Kraft, und Nummer drei, der als einziger waffenlos war, hatte sich vor mir aufgebaut und grinste mir breit ins Gesicht.
Zacharias tippte gegen den Stab.
Tack tack - tack - tack…
Ich sah nicht nur den Stab, sondern auch das Gesicht des alten Mannes. Ich hatte eigentlich nicht hinsehen wollen, mir blieb nichts anderes übrig, er hatte sich so hingestellt, daß ich ihm in die Augen schauen mußte.
Seltsame Augen waren es. Ich mußte zugeben, daß mir diese Farbe vorher nicht aufgefallen war. Ich schaute gegen grünes Glas, etwas dunkler in der Mitte als an den Rändern.
Und gerade diese Mitte war es, die mich faszinierte. Sie lockte mich, sie zerrte mich zu sich heran, so daß ich den Eindruck hatte, als

würde ich auf sie zufliegen.

Stand ich noch auf dem Boden, oder befand ich mich bereits in Bewegung? Ich konnte es nicht sagen, es war alles so anders geworden. Ich haßte es plötzlich, mich leicht wie eine Feder zu fühlen und nicht mehr meinen eigenen und kontrollierten Willen zu besitzen. Die Welt um mich herum hatte sich verändert. Obwohl ich meine Augen weit geöffnet hatte, sah ich nicht mehr alles.

Ich erkannte zwar das Gesicht des alten Mannes, ich sah auch das große Dreieck mit dem starren Pendel davor, aber die restliche Umgebung war wie unter einen massigen Sog geraten, als lauerte irgendwo im Hintergrund ein Riesenstaubsauger, der alles in sich hineinzerrte.

Der alte Mann sprach.

Unter den unterschiedlich grünen Augen bewegte sich sein Gesicht. Da schien der dünne Mund plötzlich aus Gummi geworden zu sein. Die Lippen lösten sich voneinander, sie klappten auf, wieder zu, und die Worte, die er mir zuflüsterte, verstand ich genau.

»Sinclair, ich spreche den Fluch über dich! Ich verfluche dich jetzt und für alle Zeiten. Du wirst mich nie mehr loswerden, du wirst immer an mich denken, an mich, an den alten Mann, der dich verfluchte. Nimm diesen Fluch hin, nimm ihn hin!«

Das Metronom bewegte sich weiter.

Tack - tack - tack…

Es war wie der Herzschlag, der den mächtigen Fluch begleiten sollte. Ich war längst nicht mehr ich selbst. Ich bezeichnete mich nur mehr als eine Hülle, als einen Körper, der einfach nur dastand und nichts daran ändern konnte.

Dann verschwammen die Bilder.

Das Metronom schien sich selbständig zu machen. Ich sah nur noch das Pendel. Es zuckte hin und her…

Schneller, immer schneller, immer hastiger…

Ich fiel.

Schrie ich.

Nein, nicht ich, es war der alte Mann, der seinen Fluch in einer Variation noch einmal wiederholte und mir dabei beide Arme entgegenstreckte. »Sei verflucht in alle Ewigkeiten, John Sinclair…«

***

Ich wurde wach. Ich war wieder da. Ich fühlte mich erfrischt wie nach einem langen Schlaf. Zugleich spürte ich auch die Feuchtigkeit in meiner Kleidung und in meinem Gesicht. Sie hatte sich wie dünne Schwaden auf die Haut gelegt, als würden Nebelschleier über mein Gesicht hinwegstreichen.

Aber ich stellte auch fest, daß ich auf dem Boden lag. Auf einer

harten und kalten Unterlage, und ich drückte meinen Körper langsam in die Höhe.

In der sitzenden Haltung blieb ich zunächst. Es war kalt, aber nicht windig. Und es war nicht so kalt, als daß ich unbedingt gefroren hätte. Zudem war es dunkel um mich herum.

Ich drehte den Kopf. Nein, nicht so dunkel, wie ich angenommen hatte. Es waren schon Umrisse zu sehen. Besonders vor mir entdeckte ich einen helleren, grauen Ausschnitt, durch den es kalt hereinwehte.

Das mußte eine Tür sein, und ich lag nicht im Freien, sondern in einem Raum.

Ich stand auf.

Es klappte wunderbar. Ich fühlte mich nicht mal schwindlig. Ich blieb stehen, drehte mich langsam, sah die Umrisse der Fenster, und damit kehrte auch die Erinnerung zurück. Es mochte zudem an dem Geruch gelegen haben, der mir nicht fremd war, weil ich ihn vor kurzem schon einmal wahrgenommen hatte.

Der Geruch in einem Haus.

Ein Haus, das einsam stand.

Hoch auf den Klippen, mit einem Blick, der weit auf das Meer hinausglitt. Dieses Haus war mein Ziel gewesen, um dort eine Frau zu retten, deren Tod ich nicht hatte verhindern können.

Und damit war die Erinnerung wieder da. Während ich auf die offenstehende Tür zuging, überwältigte sie mich. Alles kam mir wieder in den Sinn, der Tod der Frau, mein Gang zu Calvin Crichton, die Zwerge, der alte Mann, dann die Höhle - und der Fluch!

Auf der Stelle blieb ich stehen.

Plötzlich war meine relativ gute Laune verschwunden. Von innen her stieg es eiskalt in mir hoch.

Der alte Mann hatte mich verflucht. Sehr wohl waren mir seine Worte in Erinnerung geblieben. Er hatte sie bei seinen Wiederholungen verändert, im Endeffekt jedoch waren sie gleichgeblieben.

Der alte Mann verfluchte mich!

Spannung floß über meine Schultern. Auf meinem linken Arm kribbelte es.

Der Fluch des Zacharias!

Ich schaute in die dunkle, leere Landschaft hinein und dachte darüber nach. Es gab schlimmere Flüche, davon war ich überzeugt, aber warum dachte ich gerade so intensiv an diesen einen? Nur weil er eben mich getroffen hatte?

Nein, das war sicherlich nicht der Grund. Es mußte an dieser Person gelegen haben, die den Fluch ausgestoßen hatte. Er war so intensiv gewesen, so sicher, daß es paßte, selbst in der Erinnerung hatte ich nichts vergessen.

Ich war also verflucht.
Okay? Nicht okay?
Man konnte es drehen und wenden, ich würde damit leben müssen oder auch nicht, denn es konnte durchaus sein, daß es meinem Kreuz gelungen war, mich davor zu bewahren.
Ich dachte intensiver darüber nach. Ging aber nicht unbedingt davon aus, denn dann hätte mich das Kreuz auch schützen müssen, als man mich verfluchte. Es hatte aber nichts getan, gar nichts. Es war einfach »stumm« geblieben.
Ich hob die Schultern. Daran ändern konnte ich nichts mehr. Ich würde vorläufig mit diesem Makel leben müssen, und ich würde mich auch irgendwann an ihn gewöhnen.
Dann sah ich auf die Uhr.
Es war kurz vor der Tageswende. In diesem leeren Haus wollte ich nicht übernachten, den Weg zur Hütte des Schäfers kannte ich und schlug ihn ein, ohne noch lange zu überlegen.
Mir gefiel nur nicht die Dunkelheit in diesem Gelände, das mir selbst ja fremd war. Um nicht zu stolpern, hatte ich meine kleine Lampe eingeschaltet. Ihr Strahl tanzte über den Boden, er war wie ein bleicher Mondschein, der vor meine Füße fiel und die Dunkelheit zerstörte. Um mich herum lauerte die Stille. Ich hörte meinen Atem, ansonsten gab es keine fremden Geräusche, die irgendeinen Verdacht in mir erregt hätten.
Der Weg führte der Straße entgegen und damit auch auf das Haus des Schäfers zu. Calvin Crichton war sicherlich noch auf den Beinen. Nach derartigen Vorgängen würde er sich davor hüten, sich ins Bett zu legen. Außerdem mußte er sich um seinen verletzten Hund kümmern.
Ich lächelte, als ich vor mir einen Gegenstand aus der Dunkelheit wachsen sah. Es war mein Auto.
Von einer feuchten Schicht belegt und mit Tropfenspuren auf den Scheiben stand es da, als hätte es einzig und allein auf mich gewartet.
Ich reinigte die Scheiben ein wenig und warf einen Blick in das Innere. Dort hielt sich niemand versteckt. Sicherheitshalber schloß ich die Tür auf. Als die Innenbeleuchtung brannte, änderte sich das Ergebnis nicht. Ich drückte die Tür zu und schloß den Wagen ab. Er würde mich wieder zurück nach London bringen, aber nicht mehr in dieser Nacht. Ich hatte hier noch etwas zu tun, denn ich wollte mir die rätselhafte Felswand bei Tageslicht anschauen.
In der Hütte brannte Licht. Der weiche Schein war der beste Wegweiser für mich. Der hellere Fleck schwebte wie gemalt in der Dunkelheit, und sicherlich wartete der Schäfer bereits auf mich. Ich ging die letzten Schritte bis zum Ziel. Um ihn nicht zu erschrecken, klopfte ich gegen die Tür.
»Komm rein, John.«

Ich öffnete.

Calvin Crichton schien sich nicht bewegt zu haben. Er saß noch immer auf seinem Platz, schaute mich fragend an und lächelte. »Ich freue mich wirklich, daß du wieder zurückgekommen bist, John. Ehrlich.«

Ich schloß die Tür. »Wie geht es dem Hund?«

»Rocky schläft. Er ist ein robuster Bursche, der schon einige Schlachten geschlagen hat.«

»Das freut mich für dich.« Es tat mir gut, den Pfeifenrauch wahrnehmen zu können. Er wehte mir wie kalter Nebel in die Nase.

»Setz dich hin.«

»Das werde ich auch.«

Cal reichte mir ein rasch gefülltes Schnapsglas. »Du siehst aus, als könntest du einen Schluck vertragen.«

Ich nahm es entgegen. Meine Hand zitterte nicht. Ich war froh darüber, mich wieder in der Gewalt zu haben. »Auf dein Wohl, Cal«, sagte ich und setzte das Glas an. Ich trank es bis zur Hälfte leer, dann kippte ich den Rest, und wieder hatte ich das Gefühl, als würden die Kräuter, aus denen der Schnaps gebrannt worden war, in meinem Magen Feuer fangen, wobei die Flammen hoch bis zur Kehle schlugen. Als ich das Glas absetzte, schüttelte ich mich.

»Noch einen, John?«

»Nein, auf keinen Fall.«

»Es ist reine Medizin. Nicht nur für den Leib, auch für die Seele. Ich reibe mich manchmal damit ein, wenn ich mein Zipperlein habe. Er tut wirklich gut.«

»Das glaube ich dir, Cal«, sagte ich und preßte meinen Rücken gegen die harte Lehne der Bank.

»Nun«, murmelte ich. »Jetzt bin ich wieder hier bei dir.«

»Damit habe ich gerechnet.«

»Danke.«

»Soll ich ehrlich sein?«

»Ich bitte darum.«

Er ließ die Flamme eines Streichholzes über den Tabak in seiner Pfeife gleiten. »Ich habe auch damit gerechnet, dich nicht so okay zu sehen, wie du jetzt vor mir sitzt.«

»Was war dein Problem?«

»Schwer zu sagen, John. Die andere Seite hätte dich auch töten können. Wir beide haben die Zwerge erlebt. Sie waren dabei, Rocky zu zerhacken. Wir haben sie davon abgehalten - oder du. Ich konnte ihn ja nur in Sicherheit bringen. Bis dahin ist alles okay, ich weiß Bescheid. Aber wie ist es dann weitergegangen?«

»Der Zwerg führte mich ins Zentrum.«

»Wo?«

Ich erklärte es ihm, und schaute dabei zu, wie Cal mehrere Male nickte und heftig an seiner Pfeife saugte und entsprechend dicke Wolken produzierte. »Du bist an der Felswand gewesen?«

»Nicht nur das. Ich habe auch eine Öffnung gesehen, durch die ich in den Felsen hineingehen konnte. Genau dort wurde ich dann von Zacharias erwartet.«

»Weiter!« forderte er mich auf.

»Ich sah auch seine Tochter.«

Cal wollte es kaum glauben. »Die Tote?«

»Sie lag in einem gläsernen Sarg, und sie kam mir vor, als würde sie von ihrem Vater präsentiert.«

Darüber mußte der Schäfer erst nachdenken. Ich sah, wie er grübelte und auch die Schultern hob. Er sah gleichzeitig so aus, als würde er die Dinge nicht richtig in die Reihe bekommen und bat mich, doch alles genau und von vorn zu erzählen.

Da ich zu ihm Vertrauen gefaßt hatte, kam ich diesem Wunsch gern nach. Außerdem war auch ich froh darüber, mit jemandem über meinen Ausflug reden zu können. Er hörte mir gespannt und gebannt zu, hatte die Hände zu Fäusten geballt, und sein Blick fraß sich förmlich in meinem Gesicht fest. »Nach diesem Fluch bin ich im Haus an den Klippen erwacht und hatte Zeit zum Nachdenken. Anschließend habe ich mich auf den Weg zu dir gemacht.«

Auch Calvin dachte nach. Er sprach dabei mit sich selbst, wühlte seinen Bart auf, schüttelte den Kopf, legte die Pfeife weg, nahm sie wieder und paffte. »Das ist ein… verdammt noch mal, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.«

»Nimm es hin!«

»Wie bitte? Einfach hinnehmen? Einfach so?«

»Ja, warum nicht?«

»Das kann ich nicht, John«, sagte er keuchend. »Das ist einfach unmöglich. Weißt du denn, was du hier getan hast?«

»Du wirst es mir sagen!«

»Das werde ich auch. Du hast hier ein Tor aufgestoßen. Eine Tür, die ins Land der Legenden hineinführt. In eine Welt, die eigentlich in der Realität nicht existieren dürfte, sondern nur in den alten Schriften oder Gedanken der Menschen. Was du gesehen hast, ist ein Traum, ist etwas, das man nicht…« Ihm fehlten die Worte, und deshalb brach er auch den Versuch seiner Erklärungen ab.

»Ich gebe dir recht, Cal.«

»Schön, dafür bedanke ich mich auch.« Sarkasmus sprach aus seinen Worten. »Eine Erklärung für deine Erlebnisse ist das nicht. Da stimmst du mir doch zu.«

»Natürlich.«

Er schaute mich aus den funkelnden Augen an. »Hast du denn eine?«

Ich ließ mir Zeit und blickte nach links. Dorthin, wo Rocky in seinem Korb weich gebettet lag und sich gesund schlief. »Es ist schwer, sie zu geben«, murmelte ich. »Sagen wir mal so. Es gibt Dinge, die existieren einfach, obwohl sie unglaublich erscheinen. Aber diese Dinge sind eben nicht normal sichtbar.«

»Die Legenden, John.«

»Nein, die Inhalte.«

Er hatte meine Formulierung verstanden. »Du bist also der Meinung, daß du die Inhalte der Legenden mit den eigenen Augen erlebt hast und dafür verflucht worden bist?«

»So ähnlich. Den Fluch habe ich erhalten, weil es mir nicht gelang, die Tochter des Alten zu retten.«

Der Schäfer starrte mich an. »Ja, der Fluch, John. Wie hast du ihn erlebt?«

»Gar nicht.«

Das schien ihm nicht zu passen. »Du… du… fühlst dich also nicht unwohl? Dir geht es nicht schlecht? Du bist okay. Man kann normal mit dir reden.«

»Ja, warum nicht?«

Er seufzte und schüttelte dabei den Kopf. »Ich habe ja nie so recht über diese Dinge nachgedacht«, gab er zu. »Aber wenn ein Mensch verflucht worden ist, dann habe ich ihn mir eigentlich immer anders vorgestellt, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Wie denn?«

»Anders eben. Deprimierter oder so. Nicht mehr so agil. Wie ein Mensch, der bedrückt ist und leidet.«

»Das kann noch kommen.«

Cal schaute mich an. »Nein, nein, ich glaube das nicht. Du bist anders, John Sinclair. Du bist anders als die normalen Menschen, sage ich mal. Ich weiß ja nicht viel von dir, aber das Wenige reicht schon. Ich denke, daß du es schaffen wirst, dich dem Fluch entgegenzustemmen.«

»Das werde ich zumindest versuchen.«

»Schön. Bisher haben wir theoretisiert. Hast du dir schon Gedanken gemacht, wie es jetzt weitergehen soll?«

»In der Tat, das habe ich.«

»Und wie?«

»Wenn du nichts dagegen hast, werde ich die restlichen Stunden der Nacht bei dir verbringen.«

»Du willst tatsächlich…?« Er kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. »Du willst dich tatsächlich hinlegen und schlafen?« Er war sogar halb aufgestanden.

»Ja. Oder hast du etwas dagegen?«

Cal setzte sich nieder. »Ganz und gar nicht. Ich wundere mich nur

über dich.«
»Warum?«
»Über deine Nerven. Wenn mir das widerfahren wäre, ich hätte mich nicht zur Ruhe gelegt.«
»Da hast du schon recht. Außerdem weiß ich nicht, ob ich schlafen kann. Ich möchte nur den Weg bei Helligkeit noch einmal zurücklegen und mir die Felswand anschauen.«
»Das hat keinen Sinn«, erwiderte er spontan. »Du wirst dort nichts sehen können, gar nichts. Da ist alles normal. Die Wand ist und bleibt geschlossen. Du wirst keinen Eingang finden, John. Da ist nur Fels, glatter, blanker Fels. Ich kenne mich aus, denn ich lebe lange genug in dieser Gegend.«
»In der Nacht war es nicht so.«
»Klar, das glaube ich. Da haben irgendwelche Kräfte für dich das Tor geöffnet. Sie wollten dich ja haben, das darfst du nicht vergessen. Man wollte mit dir reden. Der Herr der Legenden hat sich dir gezeigt. Darüber komme ich auch nicht hinweg.« Er atmete scharf aus, trank noch einen Schnaps und schaute ins Leere.
»Wo kann ich schlafen, Cal?«
Crichton schaute mich noch einmal an, als wollte er herausfinden, ob ich gelogen hatte oder nicht.
Dann stand er auf. »Komm mit, ich zeige dir dein Lager.«
Er führte mich in einen Nebenraum, wo er Konserven und einige Gartengeräte untergebracht hatte.
Dort stand auch eine Liege, die nur noch aufgeklappt zu werden brauchte. »Ich hätte dich gern im Wohnraum schlafen lassen, John, aber ich möchte bei meinem Hund bleiben, was du sicherlich verstehst. Bist du mit der Liege zufrieden?«
»Ich habe schon schlechter geschlafen.«
Etwas verlegen blieb er in der offenen Tür stehen. »Nun, dann… dann wünsche ich dir für den Rest der Nacht die Ruhe, die du nötig hast, John. Wenn etwas ist, weck mich.«
»Klar.«
Cal ging noch nicht. »Rechnest du denn mit ungewöhnlichen Vorgängen, John?«
»Wie meinst du das?«
»Na ja, glaubst du an einen Angriff und daran, daß sie noch einmal hier erscheinen werden?«
»Ich weiß es nicht.«
»Okay, dann gute Nacht.«
Als er gegangen war, setzte ich mich auf den Rand der Liege. Sekundenlang starrte ich ins Leere, dachte wieder an den Fluch und fühlte mich plötzlich unwohl. Ich spürte ihn nicht körperlich, aber allein der Gedanke daran ließ mich schon frösteln. Mir war dieser

Zacharias nicht bekannt. Ich wußte nicht mal, woher er kam, aber ich hatte instinktiv seine Kraft gespürt, die in ihm steckte. Auch wenn er sich noch so ruhig gab, er war ein Besessener. Er war jemand, der hassen konnte, und ich würde auf der Hut sein müssen. Möglicherweise hatte er mir durch diesen Fluch jemand auf die Fersen gehetzt, der sich noch im Verborgenen hielt und erst später, wenn ich nicht mehr so intensiv an diesen Fluch dachte, zuschlagen würde. Es gab diese Langzeitflüche. Mit ihm lebte ein Mensch immer wie auf einem Pulverfaß, dessen Lunte bereits brannte.

Ich stand wieder auf, weil ich das schmale Fenster in der Wand entdeckt hatte. Obwohl ich in der nächtlichen Dunkelheit nicht viel erkennen konnte, schaute ich hinaus, nachdem ich die Scheibe an zwei Stellen von innen gereinigt hatte.

Mein Blick fiel in eine Gegend, die ich nicht kannte. Sie befand sich an der Rückseite des Hauses, in deren Nähe der Schatten eines Abhangs in die Höhe wuchs. Mein Blick glitt an seinem unteren Ende an ihm vorbei und erreichte eine Wiese. Ich ging jedenfalls davon aus, daß es eine Wiese oder eine Weide war, denn dort hatten sich die Tiere des Schäfers zusammengedrückt. Sie standen dicht an dicht, ihre Körper berührten sich, denn sie wollten sich auf diese Art und Weise in der kalten Nacht die nötige Wärme spenden.

Die Tiere waren ruhig. Wenn sich irgendeine Gefahr genähert hätte, dann hätten sie anders reagiert.

Als ich vom Fenster weggetreten war, mich wieder gesetzt hatte und die Schuhe von den Füßen streifte, da spürte ich schon den Drang der Müdigkeit, die sich in meinen Körper schob. Die letzten Ereignisse waren nicht spurlos an mir vorübergegangen. Ich fühlte mich kaputt, leicht ausgelaugt und hatte Kopfschmerzen. Keine starken, nur einen leichten Druck hinter der Stirn.

Die Nacht war still. Auch Cal bemühte sich, leise zu sein. Hin und wieder hörte ich seine Stimme.

Er sprach, und ich lag auf dem Rücken, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Ich versuchte sogar, Schlaf zu finden. Es hatte keinen Sinn, wenn ich mich von einer Seite zur anderen wälzte.

Schäfchen zählen.

Ein Lächeln huschte um meine Mundwinkel, als mir das ausgerechnet im Haus eines Schäfers einfiel. Intensiver dachte ich an den Fluch. Ich sah den Alten wieder vor seinem Metronom stehen und mit mir sprechen. Ich sah den Zeiger übergroß wachsen und hörte auch sein hartes Tack-Tack, das in meinem Kopf ein Echo hinterließ.

Und immer wieder erwischte mich der Fluch. Die Worte wollten nicht aus meinem Kopf verschwinden. Sie dröhnten dort nach, aber sie wurden auch leiser, ein Zeichen dafür, daß meine Müdigkeit letztendlich doch Sieger über die Erinnerung blieb.

Ich schlief ein…

***

Aber ich wurde auch wach!

Nicht bei Tageslicht, nicht einmal im Morgengrauen, ich war urplötzlich voll da, setzte mich mit einem Ruck auf, und ein Gefühl der Angst und Beklemmung überkam mich, weil ich im ersten Moment nicht wußte, wo ich mich befand.

Durch die Nase saugte ich die Luft ein, schüttelte den Kopf, dachte nach, sah dann die schmalen Umrisse und auch den gräulichen Ausschnitt des kleinen Anbaufensters.

Was, zum Teufel, hatte mich aus dem Schlaf gerissen? Ein Geräusch oder einfach die innere Unruhe.

Ich stand auf und schlüpfte dabei in meine Schuhe, die ich sicherheitshalber zuband. Zuerst lauschte ich nur an der Tür, dann öffnete ich sie vorsichtig und blickte in den großen Raum, wo Mensch und Tier dicht zusammenlagen und schliefen.

Sie hatten mich nicht gestört. Es brannte noch eine Kerzenflamme. Aus Sicherheitsgründen hatte Cal sie mitsamt dem Teller in den Kamin gestellt. Ich zog die Tür wieder zu, stand etwas verlegen in der Dunkelheit und ging dann auf das kleine Fenster zu. Diesmal reinigte ich die gesamte Scheibe. Im Schein meiner Lampe schaute ich mir das Fenster genauer an. Es hatte einen Metallgriff an der Seite, den ich nach unten drückte und dabei feststellte, daß sich das Fenster doch ziemlich leicht öffnen ließ.

Die Luft war wie ein kalter Hauch vom Nordpol. Dunst hatte sich in diesen Morgenstunden gebildet. Er schwebte wie ein lockeres Meer über den Weiden und Wiesen.

Es war ruhig - oder?

Nein, nicht ganz. Ich bekam schon ungewöhnliche Geräusche zu hören. Oder ganz normale, es kam auf den Blickwinkel an. Ob Schafe träumen konnten, wußte ich nicht, jedenfalls schliefen sie nicht alle ruhig. Hin und wieder hörte ich ein Blöken oder Stöhnen.

Ansonsten lag die Herde ruhig da. Es gab also nichts, was mich hätte aus dem Schlaf reißen können.

Ich blieb trotzdem am Fenster stehen, und es war gut so, daß dies geschah.

Schatten bewegten sich durch den Dunst.

Kleine Schatten, Gespenster, Geister, die die Deckung der Nebelstreifen ausnutzten. Ich hörte sie nicht, aber sie waren da, und sie huschten nahe der Herde umher.

Die Zwerge!

Kalt rann es meinen Rücken hinab. In der linken Handfläche spürte ich das plötzliche Jucken, achtete nicht weiter darauf, sondern

versuchte, mich auf die Zwerge zu konzentrieren.

Der Vergleich mit Indianern kam mir in den Sinn. Da hieß es auch immer, daß sie im Morgengrauen zumeist angriffen, wo die Aufmerksamkeit der Feinde am meisten nachgelassen hatte und sie sich auch vor den Geistern der Nacht nicht zu fürchten brauchten.

Hier passierten ähnliche Dinge.

Die Zwerge waren da, sie schlugen einen großen Halbkreis. Es sah so aus, als wollten sie das Haus des Schäfers von der Rückseite her angreifen und zerstören.

Ich wartete auf sie.

Minuten waren vergangen, die Zwerge blieben auch, aber sie kamen nicht näher. Manchmal waren sie auch ganz verschwunden. Daß ich nicht mehr schlafen konnte, stand fest. Die zwei Stunden mußten gereicht haben, denn mit der Gewißheit, von diesen kleinen Bestien beobachtet zu werden, fand ich keine Ruhe mehr.

Auf einmal sah ich sie wieder.

Sie hatten sich geschickt herangeschlichen und die natürlichen Deckungen ausgenutzt. Als sie erschienen und sich vom Boden hochschnellten, da waren sie nicht mehr weit vom Fenster entfernt und konzentrierten sich voll und ganz auf mich.

Sie blieben auch nicht still, denn sie tanzten mit komisch anmutenden und grotesken Bewegungen.

Dabei hatten sie ihre Mäuler aufgerissen. Sie lachten, sie kreischten, und es hörte sich an, als wären unzählige Geister aus ihren Reichen entlassen worden. Sie stampften auf dem Boden, sie drehten sich, sie wirbelten darüber hinweg, und ihre Stimmen faßten sie plötzlich zusammen, um mir die Sätze entgegenschleudern zu können. Nur mich meinten sie damit, und ich bekam, als ich die Worte hörte, eine Gänsehaut.

»Verflucht! Du bist verflucht! Der Meister hat dich verflucht! Du mußt mit seinem Fluch leben. Er ist jetzt der Herr. Er hat dich verflucht…« Kreischendes Lachen hallte an meine Ohren, so wild und disharmonisch, daß ich mein Gesicht verzog.

Sie hatten ihren Spaß, sie ergötzten sich an ihrem eigenen Geschrei und Lachen.

Ich blieb ruhig, während sie vor dem Fenster tanzten, tobten und ihre Macheten schwangen. Ihr Geschrei war so laut, daß auch die Herde der Schafe nicht mehr ruhig blieb. Einige wurden geweckt, sie erhoben sich aus ihren liegenden Haltungen und stießen ein hartes, langes, fast trompetenhaftes Blöken aus.

Hinter mir wurde die Tür wuchtig aufgestoßen. Ich drehte mich um. Cal taumelte über die Schwelle.

Er war noch nicht richtig bei der Sache. Er trug seine Hose und ein graues Unterhemd. Mit einer Hand rieb er durch sein Auge.

»Bleib zurück!«
»Verdammt, John, was ist da draußen los? Ich… ich… habe dieses Geschrei gehört.«
»Es sind die Zwerge!«
»Was?« Seine Hand sank nach unten. Er wollte ebenfalls einen Blick aus dem Fenster werfen und drängte mich zur Seite. Zitternd stand er vor der Öffnung.
Die kleinen Wesen tanzten und schrieen immer noch. Dazwischen erklang das Blöken der Schafe, denn keines der Tiere lag mehr auf seinem Platz. Alle waren aufgestanden.
»Ich packe es nicht!« keuchte der Schäfer. »Verdammt noch mal, ich komme damit nicht zurecht…«
Ich schaute über seinen Kopf hinweg. Keines der Tiere lag mehr auf dem Boden. Sie alle hatten sich erhoben und versuchten, im Kreis zu laufen.
Calvin drehte sich um. Er schaute mich an. Seine Augen glänzten wie im Fieber. »Verflucht noch mal, das ist doch nicht mehrnormal, John. Das ist wahnsinnig, das ist verrückt! Sag was, John!«
»Es ist wegen mir, Cal. Geh du wieder in den anderen Raum.«
»Und was machst du?«
»Ich schau mich draußen um.«
Für einen Moment sah es so aus, als wollte er mich festhalten, dann hatte er es sich überlegt und drehte ab.
Ich blieb ihm auf den Fersen. Cal setzte sich auf den Tisch und murmelte etwas vor sich hin, während er den Kopf schüttelte. Er schaute mir nicht nach, als ich das Haus verließ und es umrundete, denn das Geschehen spielte sich an der Rückseite ab.
Wieder juckte meine linke Handfläche. Ich ignorierte es, denn ich mußte mich auf die Zwerge konzentrieren. Sie hatten sich wieder etwas zurückgezogen, blieben aber in der Nähe der Herde.
Einige Tiere blökten nicht mehr, sie schrieen. Ich sah die zuckenden Schatten, das matte Schimmern der Waffen und hörte auch die Schläge, als die Körper getroffen wurden.
Kurz nur, so daß ich nicht dazu kam, einzugreifen. Dann rannten die kleinen Gestalten schreiend und lachend davon, ließen mich und die Herde in Ruhe, und ich sah, daß Calvin auf mich zukam und neben mir stehenblieb.
»John, was ist passiert?« Er keuchte. Ich hatte Mühe, seine Worte zu verstehen.
»Sie waren auch bei den Schafen.«
»Und?«
»Komm mit!« sagte ich nur und lief vor. Ich hörte, daß er mir folgte. Er verfluchte die kleinen Bestien, dann war er still, als wir vor dem ersten toten Schaf standen.

Es lag auf dem Boden, blutete aus, denn die Machete hatte ihm den Kopf vom Körper getrennt.

Cal fiel auf die Knie. Er ballte die Hände zu Zitterfäusten und schrie. »Diese verdammten Schweine! Diese mordlüsternen Bestien! Was haben ihnen die Schafe denn getan? Was, verdammt!« Er schüttelte den Kopf, und sein Oberkörper sank nach vorn. »Ich begreife es nicht!« stöhnte er. »Verdammt noch mal, ich kann es nicht fassen!«

Ich hatte ihn allein gelassen. Die Herde war aufgescheucht worden. Ich bahnte mir meinen Weg durch die Reihen der Tiere und entdeckte drei weitere tote Schafe.

Von den kleinen Killern sah ich nichts mehr. Sie hatten sich zurückgezogen und in der Nacht ihre Verstecke gefunden.

Cal Crichton wartete noch immer dort, wo ich ihn verlassen hatte. Er hatte seine Hände gegen den Boden gestemmt. Als er mich hörte, schaute er hoch. Über sein Gesicht waren Tränen gelaufen.

Ich hob die Schultern.

»Du weißt es auch nicht, John.«

»Nein.«

»Sie haben ihnen nichts getan. Diese Bestien kommen und zerhacken meine harmlosen Tiere, verdammt, ich dreh noch durch.«

Ich half ihm dabei, auf die Beine zu kommen. Zitternd stand er neben mir, zog die Nase hoch und sah aus wie ein gebrochener Mann. »Wir können nichts daran ändern, Cal. Ob es sinnlos ist oder auch nicht. Wir müssen es hinnehmen.«

»Ja, das glaube ich auch.«

»Komm ins Haus.«

»Und die Tiere? Die toten Schafe?«

»Kannst du morgen wegschaffen.«

Er warf noch einen letzten Blick auf seine Herde. Die Tiere hatten sich einen anderen Platz gesucht, standen dort dicht beisammen und wollten sich so wieder Schutz geben vor der Kälte und auch vor den anderen Gefahren.

Ich schloß die Tür.

Cal setzte sich auf sein Bett. Er streichelte Rocky, der ebenfalls aufgewacht war. »Dich werden sie nicht killen«, flüsterte er. »Verdammt noch mal, sie werden es nicht schaffen.«

Diesmal hatte ich dem Schäfer ein Glas mit Schnaps gefüllt. Ich reichte es ihm, und er mußte es mit beiden Händen festhalten, weil er so zitterte. Trotzdem konnte er nicht vermeiden, daß Flüssigkeit über den Rand hinweg und auch über seine Hände lief. Er trank das Glas schlürfend leer, dann stellte er es weg.

»Sie werden in dieser Nacht nicht mehr zurückkommen«, sagte ich.

Er dachte nach. »Ach ja. Woher weißt du das?«

»Sie haben ihren Spaß gehabt. Sie meinten ja mich.«

»Stimmt«, murmelte Cal. »Aber warum meinten sie dich? Hat es mit dem Fluch zu tun?«

»Du sagst es.«

»Da kann man wohl nichts daran ändern.«

»Doch, Cal, ich werde etwas ändern. Du sollst nicht auch noch in Mitleidenschaft gezogen werden. Ich werde bei Anbruch der Helligkeit verschwinden. Dir hat die andere Seite nie etwas getan. Du hast ihr auch keinen Grund gegeben, und ich bin sicher, daß du auch weiterhin in Ruhe und Frieden leben kannst.«

Er schüttelte den Kopf. »Davon bin ich nicht überzeugt, das weiß ich alles nicht. Ich werde wohl meinen Platz hier wechseln und woanders hinziehen.«

»Warum?«

»Das ist kein Ort des Friedens mehr. Hier ist getötet worden. Hier hat sich die Welt verändert.« Er stand auf und durchwanderte den Raum. »Was früher im Verborgenen ruhte, hat sich nun gezeigt, und es hat auch bewiesen, daß es nicht gut war, wenn du verstehst? Der Herr der Legenden ist kein Freund der Menschen und Tiere. Er tötet sie sogar, er ist ein Monster.«

Ich widersprach ihm nicht und hielt ihn auch nicht davon ab, die Tür aufzureißen und seinen Frust in die Nacht hinauszubrüllen. »Du verfluchtes Monster, du! Du verdammter Killer, du Mörder… du… du… Bestie!« Er brach ab, als wollte er den Echos lauschen, die seine Worte hinterlassen hatten.

Ich saß wieder am Tisch und hing meinen eigenen Gedanken nach. Die verschwitzten Hände hatte ich zu Fäusten geballt. Selten war ich so vorgeführt worden wie in diesem Fall. Ich kam mir vor wie eine Schachfigur, die auf dem Spielbrett des Lebens von einer Seite zur anderen geschoben worden und die, weil sie versagt hatte, nun vernichtet werden sollte. Langsam und immer so wie jemand, der seine Rache kalt genießen will.

Der Schäfer setzte sich auf das Bett. Er schaute zu mir rüber, streichelte seinen Hund und sprach mich an. »Es gibt Momente, da ist selbst die Polizei rat- und machtlos. Oder?«

»Du sagst es, Cal, du sagst es…«

***

Der neue Tag war angebrochen!

Wir konnten bereits erkennen, daß es ein wunderschöner Vorfrühlingstag werden würde, denn der Himmel zeigte sich zu dieser Morgenstunde beinahe wolkenlos. Er lag hoch und klar wie ein gemaltes Bühnenbild über uns, und der verblassende Mond war nur wie ein bleicher Schatten zu sehen.

Bald würde die Sonne erscheinen, die Landschaft aufwärmen und den

Nebel wegdampfen.
Ich stand draußen, den Blick dorthin gerichtet, wo auch die mächtige Felswand lag, die sich mir geöffnet hatte. Ich konnte sie auch aus dieser Entfernung sehen, und sie wirkte glatt und geschlossen. Da gab es keine Öffnung mehr, die in den Fels hineinführte. Der Herr der Legenden schien Vergangenheit zu sein, ich aber wußte, was ich erlebt hatte, und daß er tatsächlich existierte.
Calvin Crichton trat ebenfalls aus dem Haus. Er hatte Werkzeug mitgebracht, weil er seine Schafe begraben wollte. Einen Spaten und eine Schaufel trug er in den Händen. Cal sah aus, als hätte er nicht eine Minute geschlafen, und auch ich fühlte mich bestimmt nicht besser, wenn ich in den Spiegel schaute.
»Du willst wirklich hingehen, John?«
»Ja.«
»Worauf hoffst du denn?«
Ich lächelte kantig. »Darauf, daß sich die verdammte Wand öffnet. Wie im Märchen.«
»Sie wird es nicht tun.«
»Warum nicht?«
Auch sein Blick konzentrierte sich auf das Ziel. »So etwas fühlt man, John, ich sage es dir. Das… das… hat man einfach, oder man hat es nicht. So leid es mir tut.«
»Kann es nicht sein, daß bei mir noch andere Dinge hinzukommen, Cal? Ich bin persönlich betroffen, im Gegensatz zu dir. Du lebst hier. Du hast sie akzeptiert, und sie haben dich in Ruhe gelassen, abgesehen von den Zwergen, die deinen Hund töteten. Das kann man als Warnung auffassen, die Nase nicht in Dinge hineinzustecken, die dich nichts angehen, aber bei mir ist das nicht so. Ich stecke in diesem Kreisel, ich bin verflucht worden, und mich hat man bewußt herbestellt.«
»Kann sein.«
»Es ist so, Cal, verlaß dich darauf. Ich werde sowieso noch einmal bei dir vorbeikommen, bevor ich wieder nach London fahre, falls ich hier ergebnislos abreisen muß.«
Er stemmte das Spatenblatt in den Boden. »Du willst alles so lassen?« wunderte er sich.
»Nein, nicht so. Ich werde versuchen, den Fall aufzuklären. Allerdings später, Cal. Ich habe jetzt nicht die Zeit dafür, wenn du verstehst.«
»Klar, natürlich.«
»Deshalb kann es sein, daß wir uns noch öfter sehen.« Ich schlug ihm auf die Schultern. »Bis später dann.«
»Ja… alles Gute.«
Bevor ich die Straße überquerte, schaute ich mich noch einmal um

und sah ihn bewegungslos vor seinem Haus stehen. Er schaute mir nach. Auch für ihn würde nichts mehr so sein, wie es zuvor einmal gewesen war…

***

Bei Tageslicht wirkte die Umgebung anders. Viel freundlicher und auch romantischer, was möglicherweise an den hellen Strahlen der Frühlingssonne lag, die Mensch und Tier an diesem herrlich klaren Morgen versorgte. Der Nebel hatte sich bis auf wenige Reste zurückgezogen. Die Hügel und auch die Felsen wirkten wie aus Glas geschnitten, um anschließend von großen Händen in die Landschaft gesetzt zu werden.

Die morgendliche Frische hatte auch meine Müdigkeit aus den Knochen vertrieben, und der Weg, der mir während der Nacht ziemlich lang vorgekommen war, teilte sich meinem Gefühl nach nur mehr auf die Hälfte der Distanz.

Ich kam gut voran. Ich lauschte dem hellen Zwitschern der Vögel, die so stark jubilierten, als wollten sie den Frühling genau an diesem Tag willkommen heißen.

Mir fiel das Datum ein.

Tatsächlich, wir hatten Frühlingsanfang, der Winter, der nicht viel Kälte gebracht hatte, war vorbei.

Ich sah auch das Haus auf den Klippen. Es stand dort wie ein grauer Beobachter, der Berge, Himmel und Meer unter seiner Kontrolle halten wollte. Ich hörte die Brandung, wie sie gegen die Felsen wuchtete, ich sah den Möwen und anderen Vögeln zu, wie sie die Aufwinde genossen und sich tragen ließen.

Nichts deutete auf eine Gefahr hin.

Kein Zwerg ließ sich blicken, auch Fußspuren waren auf dem Boden nicht zu erkennen. Das Moos und andere Bodenpflanzen schimmerten noch vom Tau der Nacht, und auch auf dem blanken Gestein gab es genügend feuchte Stellen.

Vor der Felswand blieb ich stehen.

Erst jetzt fiel mir auf, daß sie größer und wuchtiger war, als ich angenommen hatte. Ein mächtiges Gebilde, das schräg anstieg und auch nicht die Glätte zeigte, die ich von ihr erwartet hatte. An einigen Stellen sah sie aus, als wären gewaltige Schleimspuren von oben nach unten gelaufen, die auf dem Weg zum Ziel zu Stein erstarrt waren.

Vorsprünge, Überhänge und auch Mulden bedeckten die Wand. Jedes der langen Jahre schien seine Spuren in ihr hinterlassen zu haben, wie in einem menschlichen Gesicht, das im Laufe des langen Lebens alt geworden war.

Auf dem glatten Gestein und vor der Felswand blieb ich stehen. Mein Blick war nach oben gerichtet, ich suchte die Lücke, durch die ich in

der Nacht in diesen geheimnisvollen Felsen hineingelockt worden war, aber da war nichts. Nicht der schmalste Spalt, durch den ich mich hätte drängen können, nicht bei der Kathedrale der Angst, an deren Ende das silberne Skelett des Hector des Valois auf den Besucher wartete. Hier gab es keinen sichtbaren Zauber, hier gab es gar nichts, bis auf die blanke Natur, entstanden in Millionen und Abermillionen von Jahren.

Ich gab mich mit diesem ersten Blick nicht zufrieden und wanderte an der Wand entlang.

Wohin ich auch schaute, es gab einfach keine Öffnung, und der geheimnisvolle Herr der Legenden tat mir nicht den Gefallen, mir eine Nachricht zu schicken, wie auch immer.

Ich dachte an ihn, an die Zwerge und letztendlich auch an Erica, die tot war und in einem gläsernen Sarg gelegen hatte. Jetzt war alles geschlossen, einfach zu. Der Logik nach hätten all diese Personen, um die sich meine Gedanken drehten, erdrückt werden müssen.

Wieder juckte mir die linke Hand.

Diesmal war ich aufmerksamer und betrachtete die Hand.

Es war nichts Ungewöhnliches zu erkennen.

Nicht einmal eine gerötete Stelle. Sie war völlig normal - oder? Ja, es stimmte.

Ich hob die Schultern und fand auch eine Erklärung für das Jucken. Wahrscheinlich hatte ich irgendeine Pflanze berührt, die ein bestimmtes Sekret absonderte, das meine Haut reizte. So mußte es sein.

Es hatte keinen Sinn, wenn ich noch länger hier stehenblieb und die Wand anstarrte. Ich mußte einfach davon ausgehen, diesmal verloren zu haben. Ich war gekommen, hatte meine Aufgabe nicht erfüllen können, und mußte ohne Ergebnis wieder abziehen.

Allerdings war es ziemlich früh, und den Besuch des einsamen Hauses konnte ich mir noch erlauben. Der Weg dorthin führte zuerst bergab und bergauf. Manchmal über weiche Wiesenpolster hinweg, dann wieder über blankes Gestein.

Als das Haus näherrückte, da mußte ich wieder an mein Versagen vom letzten Abend denken und damit auch an die tote Erica, die ich noch einmal in dem Glassarg hatte liegen sehen.

Es war für mich ein Rätsel, über das ich nachgrübelte und auch eine Lösung finden wollte. War es für die Zwerge wirklich so einfach gewesen, Erica aus dem Wasser zu holen, oder steckte mehr dahinter? Eine Person wie Zacharias war mächtig, das hatte er mir durch den Fluch bewiesen und auch dadurch, daß es ihm gelungen war, den Felsen zu manipulieren. Weshalb hatte er es dann nicht geschafft, seine eigene Tochter - vorausgesetzt, es war seine Tochter - zu retten?

Mit dieser Frage mußte ich mich immer wieder beschäftigen. Ich

drehte und wendete sie, ich suchte nach einer Antwort, aber sie kam mir nicht in den Sinn.

Dafür blieb ich vor dem Haus stehen.

Die Tür war verschlossen. Ich hatte es getan, als ich in der Nacht das Haus verlassen hatte. Für Zacharias und seine Helfer mußte es ein wichtiger Stützpunkt sein, sonst hätten sie mich wohl nicht dorthin geschafft, nachdem ich von ihnen überwältigt worden war.

Ich ging nicht hinein, sondern lief den Weg hoch, der am Rand des Abgrunds endete.

Dort blieb ich stehen.

Der Wind schlug mir ins Gesicht. Er packte mich, er wühlte meine Haare hoch und schüttelte mich durch. Ich glaubte, das Salz des Meeres zu schmecken und merkte, wie der Wind auch an der Kleidung zerrte.

Das Meer war riesig. In der klaren Luft konnte ich weit sehen. Am eingebildeten Horizont sah ich, wie der Teppich dort in eine Krümmung hineinlief und wie ein etwas verschmutzter Spiegel mit klarem Rand wirkte. Schaum tanzte auf der Oberfläche. Der Wind trieb die Wellen heran und wuchtete sie über die aus dem Wasser schauenden Felsstücke hinweg und dann gegen die Wand. Dort wurden sie zerschlagen wie Glas, um in Millionen von Splittern als Gischtspur in die Höhe zu springen.

Es war ein gewaltiges Bild, von dem ich mich nur mit Mühe abwenden konnte.

Ich drehte mich um - und schwebte in Todesgefahr!

***

Der Zwerg mit seiner Machete rannte trampelnd auf mich zu. Die Kapuze war ihm vom Kopf gerutscht, und er starrte mich aus seinem verfluchten Gremlingesicht an, das mich auch an den eingedrückten Schädel eines Hundes der Rasse Mops erinnerte.

Der Kleine schwang seine Waffe wie ein Könner. Er würde mich damit bis zum Bauch aufschlitzen können, und sein Arm schien bei jeder Bewegung um etwas gewachsen zu sein.

Ich sprang zur Seite.

Sehr schnell, auch sehr kräftig. Ich landete hart mit beiden Beinen auf dem Boden, rutschte leicht nach vorn und hörte in meiner Nähe ein kreischendes Keuchen der Wut.

Ich fuhr herum.

Der Zwerg griff wieder an. Er ließ mir erst gar keine Zeit, die Beretta zu ziehen, aber ich hatte es geschafft nach einem losen Stein zu greifen und ihn zu werfen. Alles lief innerhalb einer Sekunde ab.

Ich traf das Ziel.

Der Stein erwischte den Kleinen an der Brust. Zudem traf er ihn

mitten im Sprung, so daß der Zwerg vollends aus dem Gleichgewicht geriet. Als er zu Boden prallte, sich erst noch drehte, verlor er kostbare Zeit. Ich war schneller auf den Beinen, und mein Tritt erwischte ihn mitten in der Vorwärtsbewegung.

Der Körper wurde nach vorn geschleudert. Mit der Machete in der Hand torkelte er auf den Rand des Abgrunds zu und versuchte noch eine Rettungsaktion.

Er stemmte die Machetenspitze gegen den Boden, um den Schwung aufzuhalten.

Das Gegenteil davon trat ein. Die Machete reagierte bei ihm wie der Stab eines Stabhochspringers.

Er kriegte noch mehr Schwung, und dann begann er zu fliegen, während die Machete umkippte.

Nur war er kein Vogel, sondern ein Mensch, wenn auch ein kleiner. Und Menschen haben nun mal keine Flügel.

Kreischend segelte er über den Abgrund hinweg und in die Tiefe. Ich lief hin, ich dachte an die Parallele zu Erica, und ich sah ihn fallen. Wie ein großer, schwerer Vogel fiel er in die Tiefe, noch umsegelt von Möwen, die ihn wohl erstaunt anschauten.

Dann fiel er auf die Klippen.

Der kleine Körper prallte auf das aus dem Wasser ragende Gestein und tickte wie ein Ball in die helle Gischt hinein. Er »flog« noch einmal in die Höhe, ohne jedoch die Erdanziehung überwinden zu können, denn er glitt wieder zurück und prallte erneut auf. Dann rauschte eine Brandungswelle heran und packte ihn mit ihren gierigen Armen, bevor sie ihn in die Tiefe zerrte.

Ich trat einige Schritte zurück und merkte, daß ich nicht nur in den Knien zitterte. Dieser letzte Angriff war überraschend gekommen. Ich hatte ihn nur mit Glück überstanden. Er war ein Angriff auf mein Leben gewesen!

Selbst bei dieser Kälte lag der leichte Schweißfilm auf meiner Stirn, und ich schüttelte mich, als könnte ich damit auch gleichzeitig den Fluch loswerden.

Erst er, dann dieser Angriff.

Ich stellte mir das Gesicht des alten Mannes vor, wie es böse lächelte. Allmählich war ich der Überzeugung, mir einen Todfeind geschaffen zu haben, den ich auf keinen Fall unterschätzen durfte. Ich dachte noch einen Schritt weiter. War es wirklich günstig, wenn ich nach London zurückfuhr, oder sollte ich nicht lieber hier in der Nähe bleiben und die nächste Nacht abwarten. Möglicherweise öffnete sich das Reich des Zacharias wieder.

Sicher war in diesem Fall nichts, gar nichts. Ich konnte alles richtig und auch alles verkehrt machen.

Eines jedoch stand fest: Wenn ich hier in der Nähe blieb, stand ich

auf verlorenem Posten. In London hatte ich die Möglichkeit zu forschen und nachlesen zu können, denn es gab zahlreiche Bücher, die sich mit Geschichten und Legenden aus dieser Gegend befaßten. Da war viel geschrieben und gesammelt worden. Sicherlich besaß auch Lady Sarah Goldwyn ein Buch, in dem über diese Gegend mehr zu lesen stand.

Ich entschied mich für London, bevor ich mich auf den Rückweg machte.

Vor dem Haus blieb ich noch einmal stehen. Der Drang, die Tür zu öffnen, hatte mich überkommen.

Ich schob sie nach innen und betrat eine leere Halle.

Es gab keine Spuren von einem weiteren Zwerg, aber mich überkam trotzdem das Gefühl, nicht allein zu sein.

Etwas schwebte zwischen den Wänden.

Eine Erinnerung, ein Geist…

Ericas Geist?

Über ihre Rolle war ich mir ebenfalls längst nicht im klaren. Ich wußte jedoch, daß sie unter Umständen ebenso wichtig sein konnte wie Zacharias selbst.

Beim Umdrehen spürte ich wieder das Jucken auf der linken Handfläche. Wieder schaute ich hin.

Waren da Schatten, die über meine Haut huschten? Wellenförmige Bewegungen die sich an einer bestimmten Stelle sammelten, um dort eine Figur zu bilden?

Nein, sie verschwanden wieder.

Möglicherweise lag es am Lichteinfall, jedenfalls spürte ich auch nichts, als ich mit den Fingerkuppen über die Handfläche hinwegschabte. Es war alles normal.

Dennoch war ich leicht beunruhigt.

Ich hatte Calvin Crichton von meinen Entdeckungen, die die Hand betrafen, bisher nichts gesagt und behielt dies auch bei, als ich ihn hinter seinem Haus wiedertraf. Er hatte die Grube bereits ausgehoben und die Kadaver hineingeworfen. Sie lagen übereinander, eine Mischung aus Fell und Blut.

Cal war bereits damit beschäftigt, das Tiergrab wieder zuzuschaufeln. Er lächelte verlegen, als er mich sah.

»Ich bin froh, daß ich dich gesund wiedersehe.«

»Danke, Cal.«

»Hast du was erreicht?«

»Sollte ich es?«

»Keine Ahnung.« Er legte die Schaufel zur Seite. »Ich weiß es wirklich nicht. Als du mich verlassen hast, da machtest du auf mich den Eindruck eines Menschen, der von seiner Sache überzeugt ist. Aber jetzt glaube ich nicht so recht daran.«

»Stimmt.«
»Was stimmt?«
»Ich habe nichts erreicht, Cal. Ich war an der Felswand, die geschlossen blieb. Ich habe mich noch einmal im Haus umgeschaut und konnte auch dort nichts feststellen, obwohl ich der Meinung war, unter einer gewissen Kontrolle zu stehen, aber das braucht nicht zu stimmen. Ich bin danach wieder hergekommen.« Der Angriff des Zwergs hatte ich wohlweislich verschwiegen.
»Um was zu tun tun, John?«
»Ich möchte mich einfach von dir verabschieden, Cal.«
Der Schäfer sah aus, als hätte ich ihn damit überrascht. Er trat einen Schritt zurück. »Stimmt das wirklich?«
»Ja.«
»Dann willst du also nach London?«
»Genau.«
Er senkte den Blick und fragte dann: »Kann ich mir nicht vorstellen, John. Du brichst diesen Fall einfach ab?«
»Nein, das habe ich nicht vor. Ich möchte nur Informationen sammeln, und ich bin davon überzeugt, daß ich das in London schaffe.«
»Dann kommst du also zurück?«
»Davon kannst du ausgehen. Und bestimmt nicht allein. Ich werde einen Freund und Kollegen mitbringen. Er heißt Suko und ist Chinese.«
Calvin Crichton hatte in meine Worte hineingenickt. »Das ist sicherlich besser so, John. Vier Augen sehen mehr als zwei. Ich hoffe nur, daß ich in Ruhe gelassen werde.«
»Wirst du sicher. Du hast der anderen Seite doch nichts getan.«
»Meine Schafe und der Hund auch nicht.«
Ich reichte ihm die Hand. »Wir sehen uns wieder.«
Er gab den Händedruck zurück. »Soll ich dich noch bis zum Auto bringen?«
»Nicht nötig, den Weg finde ich allein.« Ich winkte ihm zu und ging davon.
Diesen Fall hatte ich nicht lösen können. Das Tor zur Lösung war mir nur kurz geöffnet und dann wieder verschlossen worden. Ich aber wollte es ganz aufreißen.
Bevor ich einstieg, warf ich noch einen letzten Blick auf die Felswand.
Kein Eingang zeichnete sich dort ab. Nichts bewegte sich.
Tatsächlich nichts?
Für die Dauer weniger Sekunden hatte ich den Eindruck, eine Erscheinung zu sehen. Da zitterte die Luft, da ballte sie sich zusammen, und aus diesem Zentrum hervor kristallisierte sich ein

großes, altes Gesicht. Es war, als wollte Zacharias von mir Abschied nehmen. Nur gefiel mir das Lächeln auf seinem Gesicht nicht. So lächelte nur jemand, der genau Bescheid wußte, und ich hatte seinen Fluch auf keinen Fall vergessen.

Dann war das Gesicht verschwunden.

Ich war nicht sicher, ob ich es wirklich gesehen oder ob ich es mir nur eingebildet hatte. Jedenfalls wollte ich nicht länger warten, stieg ein und startete.

Langsam ließ ich den Rover anrollen. Ich mußte in Richtung Osten, immer nach Osten, und ich hoffte, gegen Abend mein Ziel erreicht zu haben, zwei Pausen eingeschlossen.

Gern kehrte ich dieser Gegend nicht den Rücken, denn wer spielt schon freiwillig den Verlierer?

***

Ich fuhr und hatte Mühe, mich zu konzentrieren, denn immer glitten meine Gedanken zurück zu der Szene in der Höhle und natürlich zu diesem Fluch. Hatte er mich erwischt, hatte er mich nicht erwischt? Ich wußte es einfach nicht.

Ich wollte bei Bristol auf die Autobahn und mich nicht erst noch lange über Landstraßen quälen.

Es war die M4, die mich über Swindon, Reading, Windsor bis hin nach London führte.

Eine sehr befahrene Strecke. Glücklicherweise nicht an diesem Wochenende, da hielten sich auch die Ausflügler zurück. Da ich gut vorankam und mich auch trotz des wenigen Schlafs top fühlte, wollte ich nur eine Pause einlegen.

Ich entschied mich für eine Raststätte nahe Swindon. Den Rest der Strecke konnte ich dann auf einer Backe abreißen. Von der Bahn fuhr ich ab und war ziemlich froh, nicht zu viele Fahrzeuge auf dem Parkplatz stehen zu sehen.

Ich tankte zuvor, stellte den Rover ab und ging an einer Gruppe von Motorradfreaks vorbei.

In dem Glasbau konnte man sich selbst etwas nehmen oder sich auch bedienen lassen. Ich entschied mich für die erste Möglichkeit, holte mir ein Tablett, schob es vor mir her, begutachtete zuerst die Sandwichs, die frisch aussahen. Ich entschied mich für ein Roastbeef-Sandwich, an den Seiten schaute das Salatblatt hervor, und das Fleisch war auch mit einer Remouladensoße bestrichen worden. Der Kaffee- und Teeautomat stand kurz vor der Kasse. Man konnte unter verschiedenen Tassengrößen wählen. Ich entschied mich für den großen Topf. Die Frau an der Kasse tippte die Zahlen ein. Ich kaufte mir noch eine Zeitung und zog mich mit meinem Tablett zurück.

Am Fenster fand ich einen leeren Zweiertisch. Ich hatte auch vor,

nach dem Essen in London anzurufen, um Suko einen ersten Bericht zu übermitteln. Er konnte sich schon mal auf die Reise in den Westen vorbereiten.

Diese Sache war noch längst nicht ausgestanden. Sie würde weiterlaufen. Was ich hinter mich gebracht hatte, war gewissermaßen ein langer Anfang. Während ich aß und trank, dachte ich daran, was letztendlich geblieben war. Die Lösung kannte ich.

Es war der Fluch.

Der alte Mann hatte mich verflucht, und er war mir sogar zum Abschied als Geisterscheinung in dem Felsen erschienen.

Ich schluckte den letzten Bissen des Sandwichs hinunter, spülte mit Kaffee nach und dachte daran, eine Zigarette zu rauchen. Jetzt war ich ja allein, da konnte niemand meckern.

Als ich mit der rechten Hand in die Tasche greifen wollte, spürte ich auf der linken Handfläche wieder das Jucken. Diesmal stärker als bei den vorherigen Malen, als hätten sich kleine Wunden in der Haut gebildet, in die jemand Säure hineingekippt hatte. Ich war irritiert und merkte auch, wie das Blut aus meinem Gesicht strömte und ich blaß wurde.

Mit dem Rücken zuerst legte ich die zur Faust geschlossene Hand auf den Tisch. Vorsichtig schaute ich mich um. Es war niemand da, der mich beobachtete. Die Gäste hatten genug mit sich selbst zu tun.

Auf meiner Haut begann es zu kribbeln und zu krabbeln. Als würden kleine Tiere darüber hinweglaufen. Schweiß hatte sich auf meiner Stirn gebildet. Ich fühlte mich wie auf heißen Kohlen sitzend und traute mich kaum, die Faust zu öffnen.

Es war Unsinn, sich so zu verhalten.

Ich gab mir einen Ruck.

Mit großen Augen starrte ich die Handfläche an, die sich tatsächlich verändert hatte.

Schatten, wie schon einmal, wehten darüber hinweg. Oder steckten sie in der Haut?

So genau wußte ich es nicht, aber ich kam nicht umhin, die Schatten auch weiterhin zu beobachten, und sie gaben ihre ursprüngliche Form auf. Wieder drehten sie sich zusammen, um einen Kreis bilden zu können. Dabei blieb es auch nicht, denn von den Rändern des Kreises zuckten kleine Linien nach innen, um genau dort etwas bilden zu können.

Augen, einen Mund, eine Nase, die sehr beherrschend war.

Es entstand ein wie mit der dünnen Nadel in meine Haut eingezeichnetes Gesicht.

Das Gesicht, das ich kannte. Das Gesicht des alten Mannes…

Nun wußte ich, daß mich sein Fluch getroffen hatte…

ENDE des ersten Teils